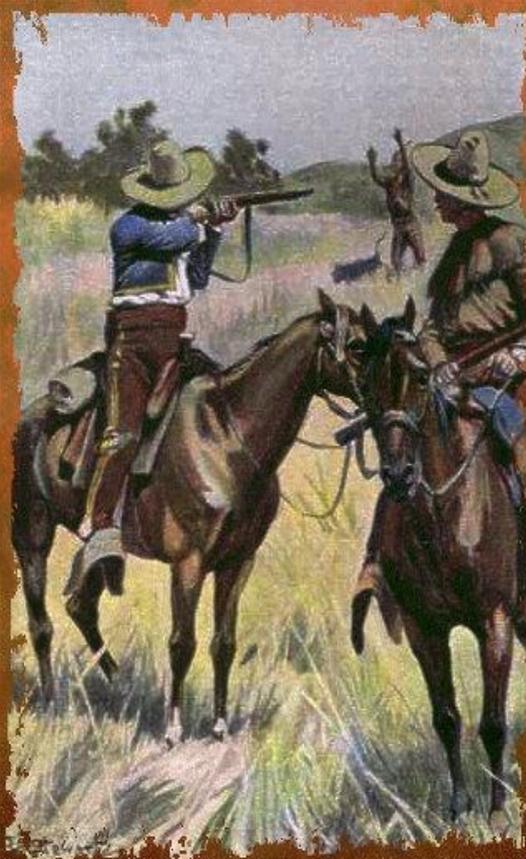


Thomas Mayne Reid

DIE SKALPJÄGER



Dritter Teil

Thomas Mayne Reid

Die Skalpjäger

Dritter Teil

Grimma und Leipzig, Druck und Verlag
des Verlags-Comptoirs, 1852

Inhalt

Erstes Kapitel	7
Zweites Kapitel	17
Drittes Kapitel	25
Viertes Kapitel	34
Fünftes Kapitel	45
Sechstes Kapitel	50
Siebtes Kapitel	55
Achtes Kapitel	61
Neuntes Kapitel	71
Zehntes Kapitel	84
Elftes Kapitel	98
Zwölftes Kapitel	107
Dreizehntes Kapitel	112
Vierzehntes Kapitel	120

Erstes Kapitel

Ein Kesseltreiben auf Büffel

Ein Marsch von zwanzig Meilen brachte uns an die Stelle, wo wir erwarteten, dass sich die übrigen Mitglieder der Bande anschließen würden. Wir fanden einen kleinen Fluss, welcher seine Quelle in der Pinnonkette hatte und westlich dem San Pedro zuströmt. Er war mit Cottonbäumen und Weiden besetzt, und bot Gras genug für unsere Pferde dar. Hier lagerten wir uns, zündeten im Dickicht ein Feuer an, kochten unser Wolfsfleisch, aßen es und legten uns schlafen.

Die Bande kam am Morgen zu uns, nachdem sie die ganze Nacht geritten war. Ihre Mundvorräte waren ebenso gut wie die unsrigen verzehrt. Statt unsere müden Tiere ausruhen zu lassen, drangen wir durch einen Wald in die Sierra vor, da wir hofften, auf der anderen Seite Wild zu finden.

Gegen Mittag kamen wir durch den Gebirgspass in eine Gegend voller *Öffnungen* – kleiner Prärien, die von dicht verwachsenen Wäldern umkränzt und mit Bauminseln besät waren.

Diese Prärien waren mit hohem Gras bedeckt. Als wir hineinritten, zeigten sich uns Büffelspuren. Wir sahen ihre Wege, ihren Dung und die Stellen, wo sie sich gewälzt hatten.

Wir waren noch an dem Fluss, bei dem wir übernachtet hatten, und machten Mittagsrast, um unsere Tiere ausruhen zu lassen. Die borstigen Gestalten der Kaktuspflanzen, welche mit einer Menge roter und gelber Früchte bedeckt waren, umgaben uns im Überfluss. Wir pflückten die Birnen des Pitahaya und aßen sie begierig. Wir fanden Berberitzen, Yampos und die Wurzeln der Pomme Blanche. Wir verzehr-

ten Früchte und Pflanzen verschiedener Art, die nur in dieser Gegend einheimisch sind.

Aber die Mägen der Jäger sehnten sich nach ihrer Lieblingsnahrung, der Feistrippen und Puddings der Büffel. Nach einer zweistündigen Rast ritten wir durch die Öffnungen weiter.

Wir mochten etwa eine Stunde weit im Chapporal vorge drungen sein, als Rube, der in der Eigenschaft eines Führers mehrere Schritte vorausritt, sich im Sattel umwandte und auf die Erde deutete.

»Was gibt es dort, Rube?«, fragte Seguin leise.

»Frische Büffelfährten, Cap'tain! Etwa fünfzig. Sie sind dort durch das Dickicht gebrochen, ich kann den Himmel erkennen. Nicht weit von uns ist ein offener Platz, und ich wette um eine Biberhaut, dass sie dort sind. Ich glaube, dass es eine kleine Prärie ist, Cap'tain.«

»Halt Leute«, sagte Seguin, »bleibt hier und verhaltet euch ruhig! Reitet vorwärts, Rube! Kommen Sie, Mr. Haller. Sie lieben die Jagd, begleiten Sie uns!«

Ich folgte dem Führer und Seguin durch das Gebüsch, gleich ihnen langsam und schweigend dahinreitend. Nach wenigen Minuten erreichten wir den Rand einer mit langem Gras bedeckten Prärie. Wir schauten vorsichtig durch das Laub und konnten den offenen Boden vollständig übersehen. Die Büffel waren darin.

Es war, wie Rube vermutet hatte, eine kleine Prärie von etwa anderthalb Meilen Breite und auf allen Seiten mit dichtem Chapporal umschlossen.

Beinahe in der Mitte war eine Insel aus starken Bäumen und dicht belaubtem Gebüsch. Eine Reihe aus Weiden verkündete die Anwesenheit von Wasser.

»Dort ist eine Quelle«, murmelte Rube, »sie haben soeben

ihre Nasen darin abgekühlt.« Dies war nicht zu verkennen, denn einige von den Tieren schritten in diesem Augenblick unter den Weiden hervor. Wir konnten die nasse Erde an ihren Seiten und den von ihren Mäulern herabhängenden Speichel sehen.

»Wie können wir uns ihnen nähern, Rube?«, fragte Seguin.

»Denkt Ihr, dass wir auf sie zugehen können?«

»Ich bezweifle es, Cap'tain, das Gras würde uns nicht decken, und sie gehen aus dem Bereich der Büsche.«

»Aber wie dann? Wir können sie nicht hetzen, es ist nicht Platz genug dafür da. Sie würden beim ersten Anlauf in das Dickicht stürzen – wir würden sie sicher alle verlieren.«

»Das ist so gewiss wie die Bibel!«

»Was ist zu tun?«

»Ich suche mir ein anderes Verfahren, was wir jetzt einschlagen werden.«

»Was ist es?«

»Ein Kesseltreiben!«

»Sehr wahr – wenn wir das können. Wie geht der Wind?«

»Er ist eben so tot wie ein Indianer, dem der Kopf abgeschnitten ist«, antwortete der Jäger. Er nahm eine kleine Feder von seiner Mütze und warf sie in die Luft. »Seht, Cap'tain, sie fällt gerade herab!«

»So ist es.«

»Wir können die Büffel leicht umgehen, ehe sie uns spüren. Wir haben Leute genug, um einen Zaun um sie zu machen. Es muss aber bald geschehen, Cap'tain. Sie bewegen sich dort auf den Waldrand zu.«

»Nun, so wollen wir die Leute teilen«, sagte Seguin, indem er sein Pferd umwendete. »Ihr könnt die eine Hälfte an ihren Posten führen, ich wende mit der anderen. Haller, Sie tun am besten, wenn Sie bleiben, wo Sie sind. Es ist der beste

Posten, den Sie erlangen können. Haben Sie Geduld! Es kann Stunden dauern, ehe sie alle aufgestellt sind. Wenn Sie das Horn hören, so mögen Sie vorwärts galoppieren und Ihr Bestes tun. Wenn es uns gelingt, so werden Sie eine hübsche Jagd und ein gutes Abendessen haben, wo nach Sie wahrscheinlich jetzt ein großes Bedürfnis spüren.«

Hiermit verließ mich Seguin und ritt, von dem alten Rube gefolgt, zu den Leuten zurück.

Es war ihre Absicht, die Bande in zwei Scharen zu teilen, die sich in entgegengesetzter Richtung bewegten und in regelmäßigen Zwischenräumen hier und da einen Mann zurückließen. Solange sie sich auf dem Marsch befanden, sollten sie sich im Dickicht halten und erst auf ein gegebenes Signal zum Vorschein kommen. Auf diese Weise konnten wir, wenn die Büffel uns Zeit zur Ausführung der Bewegung gestatteten, fast sicher sein, uns der ganzen Herde zu bemächtigen.

Sobald mich Seguin verlassen hatte, sah ich nach Büchse und Pistolen und setzte frische Zündhütchen auf.

Ich hatte nun weiter keine Beschäftigung, blieb im Sattel sitzen und betrachtete die Tiere, welche, ohne Gefahr zu ahnen, weideten. Ich war nur in Angst, dass sich ein ungeschickter Bursche zu früh zeigen und so unser ganzes Vergnügen verderben würde.

Nach einiger Zeit konnte ich die Vögel im Busch auffliegen sehen. Das Kreischen der blauen Elster verkündete mir die Fortschritte der beiden Gruppen.

Dann und wann erhob ein alter Stier am Saum der Herde seine zottige Mähne, spürte im Wind und schlug mit dem Huf heftig auf den Boden, indem er offenbar den Argwohn hatte, dass nicht alles in Ordnung sei.

Die Übrigen schienen diese Demonstrationen nicht zu be-

achten, sondern weideten ruhig das hohe Gramagrass ab.

Ich dachte, wie hübsch wir sie in der Falle haben würden, als ich einen aus der Bauminsel hervorkommenden Gegenstand sah. Es war ein Büffelkalb, und ich bemerkte, dass es sich der Herde anschloss. Ich hielt es für einigermaßen sonderbar, dass es sich von den anderen getrennt hatte, da sich die Kälber, welche von den Müttern in der Kenntnis des Wolfes unterrichtet werden, gewöhnlich bei der Herde halten.

Es ist an der Quelle zurückgeblieben, dachte ich, vielleicht haben es die anderen vom Wasser gedrängt und es hat nicht eher trinken können, als bis sie fort waren.

Es kam mir vor, als bewege es sich ungeschickt, so, als ob es verwundet wäre. Aber es kam durch das lange Gras, und ich konnte es nicht gut erkennen.

Eine Bande von Kojoten schlich wie gewöhnlich der Herde nach. Sie unternahmen, da sie das aus dem Gehölz kommende Kalb erblickten, einen augenblicklichen, gleichzeitigen Angriff auf dasselbe. Ich konnte sie rund um das Kalb springen sehen und glaubte sogar, ihr wütendes Knurren zu hören. Aber das Kalb schien sich mitten durch sie zu kämpfen. Kurze Zeit später sah ich es sich seinen Gefährten anschließen, wo ich es unter den Übrigen aus den Augen verlor.

Ein mutiger junger Stier, dachte ich und ließ von Neuem mein Auge über den Chapporal gleiten, um zu beobachten, wie die Jäger vorwärtsdrangen. Ich bemerkte das Flattern schimmernder Vögel über dem Gebüsch und hörte das schrillen Schimpfen der Elstern. Diesem nach zu urteilen, bemerkte ich, dass die Leute sich langsam genug bewegten. Seguin hatte mich vor einer halben Stunde verlassen und ich bemerkte, dass sie noch nicht halb herum waren.

Ich begann, meine Berechnungen über die Länge der Zeit

anzustellen, welche ich zu warten haben würde.

Der Durchmesser der Prärie beträgt anderthalb Meilen. Sie ist ein Kreis. Drei Mal so viel macht vier und eine halbe Meile. Bah! Ich werde das Signal in nicht weniger als einer Stunde hören, ich muss also geduldig sein, und – was! Die Tiere lagern sich? Gut! Es hat keine Gefahr, dass sie sich daran machen, wir werden eine treffliche Jagd haben! Eins – zwei – drei – sechs von ihnen haben sich gelegt – es muss von der Hitze und dem Wasser kommen, sie haben zu viel getrunken – da ist noch einer! Und ihre Bäuche zu sehr mit dem fetten Gramagrass gefüllt! Die glücklichen Burschen! Sie haben nichts zu tun, als zu essen, während ich – Nummer acht ist nieder! Nun, ich hoffe auch zu essen. Wie sonderbar sie sich legen! Wie verschieden es von allem anderen Vieh, welches ich beobachtet habe, ist! Ich habe noch nie Büffel sich zur Ruhe begeben sehen. Sie befolgen dabei ein ganz besonders ruhiges Verfahren. Man sollte denken, dass sie fallen, als ob sie erschossen wären – wieder zwei bei den Übrigen! Sie werden bald alle auf dem Rasen liegen – umso besser! Wir wollen herangaloppieren, ehe sie sich wieder aufrichten können. O, hörte ich nur jenes Horn!

Und so fuhr ich fort, von einem Gedanken zum anderen zu schweifen und dem Signal zu lauschen, obwohl ich wusste, dass es in einiger Zeit nicht gegeben werden konnte.

Die Büffel bewegten sich, langsam weidend vorwärts und legten sich einer nach dem anderen nieder. Ich hielt es für sonderbar, dass sie sich so der Reihe nach hinlegten, aber ich hatte bemerkt, dass das zahme Rindvieh mitunter das Gleiche tat, und war zu jener Zeit mit den Gewohnheiten der Büffel nur wenig bekannt. Einige von ihnen schienen sich

auf dem Boden umherzuwerfen und mit den Füßen auszu- schlagen. Ich hatte von einer Eigentümlichkeit dieser Tiere, welche man das Wälzen nennt, gehört. *Ho, sie werfen sich*, dachte ich. Ich hätte gern diese merkwürdige Bewegung deutlicher gesehen, aber das hohe Gras hinderte mich daran. Ich erblickte nur ihre zottigen Schultern und zuweilen ihre über den Rasen hinaus ausschlagenden Hufe.

Ich beobachtete ihre Bewegungen mit großem Interesse, denn ich war jetzt sicher, dass die Einschließung vollständig geschehen sein würde, ehe sie an das Aufstehen dachten.

Endlich hatte der letzte der Herde das Beispiel seiner Gefährten befolgt und war zu Boden gestürzt.

Sie lagen jetzt alle im Gras begraben auf ihren Seiten. Ich glaubte, das Kalb immer noch auf den Füßen zu sehen. Aber in diesem Augenblick erschallte das Horn.

Von allen Seiten der Prärie erhob sich ein gleichzeitiges Hurra.

Ich gab meinem Pferd die Sporen und sprengte in die offene Ebene hinaus. Fünfzig andere hatten das Gleiche getan und schossen mit lautem Geschrei aus dem Dickicht.

Ich galoppierte mit in der linken Hand ruhendem Zügel und kreuzweise über dem Sattel geworfener Büchse vorwärts, von der wilden Aufregung, die ein solches Abenteuer erzeugt, vollkommen erfüllt. Ich war gespannt und bereit – ich wollte und musste den ersten Schuss haben.

Es war nur eine kleine Entfernung zwischen der Stelle, welche ich eingenommen hatte, und dem ersten Büffel. Ich befand mich bald in Schussweite, während mein Pferd wie ein Pfeil dahinflog.

Schläft das Tier? Ich bin keine zehn Schritte von ihm entfernt und doch rührt es sich nicht! Ich will, während es liegt, darauf feuern.

Ich erhob meine Büchse, legte sie an und wollte soeben abdrücken, als etwas Rotes in meine Augen schimmerte.

Es war Blut!

Ich senkte mein Gewehr mit einem Gefühl des Entsetzens und begann den Büffel anzusehen. Ehe ich aber noch haltmachen konnte, befand ich mich mitten in der am Boden liegenden Herde. Hier blieb mein Pferd plötzlich stehen und ich saß wie verzaubert im Sattel. Ich war unter dem Einfluss eines abergläubischen Schreckens. Vor mir und um mich war Blut. Wohin ich mich auch wenden mochte, überall ruhte mein Auge auf Blut!

Meine Kameraden näherten sich mit lautem Geschrei; aber einer nach dem anderen hielt plötzlich, wie ich es getan hatte, mit Mienen voller Bestürzung und Verwunderung an.

Es war bei einem solchen Anblick nichts Seltsames. Vor uns lagen die Körper der Büffel. Sie waren alle tot oder zuckten im Todeskampf. Ein jeder hatte eine Wunde im Nacken und aus dieser rieselte der rote Strom über ihre noch keuchenden Seiten herab. Blut quoll aus ihren Mäulern und Nüstern, Pfützen davon sickerten durch den Prärierasen und von den Hufen hinweg geschleuderte geronnene Tropfen hatten das Gras um sie her besprengt.

O Gott! – was konnte es bedeuten ...?

»Pah! – Santissima! – Sacré Dieu!«, rief der Jäger. »Dies hat sicher keine sterbliche Hand getan!«

»Es war sicher keine andere«, sagte eine wohlbekanntere Stimme, »wenn Ihr einen Indianer einen Sterblichen nennt. Es war eine Rothaut und dieses Kind – schaut her!«

Ich hörte bei diesem unerwarteten Ausruf – das Knacken eines Büchsenhahns. Ich wendete mich um; unwillkürlich der Richtung des Laufes. Im Gras bewegte sich ein Gegenstand. *Ein noch ausschlagender Büffel*, dachte ich, als ich die

Masse dunkelbraunen Haares sah. *Er wird ihm ein Ende machen – es ist das Kalb!*

Ich hatte kaum die Bemerkung gemacht, als das Tier sich auf seine Hinterfüße erhob und ein wildes, menschliches Geschrei ausstieß.

Die zottige Haut wurde abgeworfen und wir erblickten einen nackten Wilden, welcher seine Arme flehend ausstreckte.

Ich hätte ihn nicht retten können, die Büchse hatte geknallt, die Kugel eilte ihrem Ziel zu.

Ich sah sie seine braune Brust treffen, wie ein Hagelkristall an eine Fensterscheibe schlägt, das rote Blut spritzte heraus und das Opfer fiel vorn über auf den Körper eines von den Tieren.

»Pah!«, rief einer von den Männern, »warum habt Ihr ihm nicht Zeit gelassen, das Fleisch abzuhäuten? Er hätte das auch tun können, da er einmal darüber war.« Der Mann lachte über seinen grausamen Scherz.

»Schaut hierher, Jungs«, sagte Rube, indem er auf die Baumgruppe deutete, »wenn Ihr Euch scharf umseht, so könnt Ihr noch ein zweites Kalb dort aufscheuchen. Ich werde nach dem Haar dieses Indianers sehen.«

Die Jäger galoppierten auf diese Andeutung hin zu der Bauminsel und umringten dieselbe.

Ich fühlte die größte Unentschlossenheit und den größten Widerwillen über dieses kaltblütige Blutvergießen. Ich zügelte mein Pferd fast unwillkürlich und begab mich zu der Stelle, wo der Wilde gefallen war. Er lag mit dem Rücken nach oben da. Er war bis an die Hüften nackt. Unter der linken Schulter war eine Kugel herausgedrungen, und der schwarzrote Strom tröpfelte an seinen Körper herab. Die Glieder zitterten noch, aber es waren die letzten Krämpfe

des scheidenden Lebens.

Die Haut, in welche er sich gehüllt hatte, lag noch an derselben Stelle, wo er sie abgeworfen hatte. Neben ihr lagen ein Bogen und mehrere Pfeile. Die Letzteren waren bis an die Kerben purpurfarben. Die Federn waren in Blut getaucht und klebten an den Schäften. Sie hatten die riesigen Leiber der Tiere durchbohrt und ein jeder Pfeil mehreren das Leben genommen.

Der alte Trapper ritt gemächlich auf seiner Stute zu der Leiche heran.

»Fünzig Dollar die Haut«, murmelte er, indem er sein Messer herauszog und sich über den Körper bückte. »Das ist mehr, als ich für meine bekommen habe. Es geht weit über den Biber – zum Teufel mit dem Biber!, sage ich. Ein Prümchen, die Haut verlohnt des Trappers nicht, wenn auch das Viehzeug so häufig wäre wie Heuschrecken. Auf«, fuhr er fort, indem er das lange Haar des Wilden erfasste und das Gesicht aufwärts hielt, »wir wollen einen Blick auf deine Fratze werfen. Hurra! Ein Wolfsapache. Hurra!«

Ein Schimmer rachsüchtigen Triumphs erhellte das Gesicht des sonderbaren Alten, als er die wilden Ausrufe ausstieß.

»Ist er ein Apache?«, fragte einer von den Jägern, die in der Nähe geblieben waren.

»Das ist er – ein Wolfsapache! Dieselben, welche diesem Kind die Ohren gestutzt haben. Zum Teufel mit ihnen! Ich kann überall, wo ich sie erblicke, auf ihre hässlichen Fratzen schwören. Pah, bah! Alter Wolf! Holst du es endlich? Du bist eine Schönheit, das ist nicht zu verkennen.«

Hierauf erfasste er die langen Scheitellocken des Wilden, schnitt mit zwei Bewegungen seines Messers, welches er in der Quart und Terz hielt, einen Kreis um den Wirbel des

Kopfes, welcher so vollkommen war, als ob er mit einem Zirkel gemessen worden wäre, wickelte darauf das Haar um sein Handgelenk und tat einen schnellen Ruck nach außen. In demselben Augenblick ging die scharfe Klinge unter der Haut durch und der Skalp war abgerissen.

»Das zählt sechs«, fuhr er vor sich hinmurmeln fort, während er den Skalp an seinen Gürtel steckte.

»Sechs zu fünfzig macht dreihundert Dollar für Apachenhaar. Zum Teufel mit dem Bibertrappen, sage ich.«

Nachdem er die blutige Trophäe verwahrt hatte, wischte er sein Messer an dem Haar eines von den Büffeln ab und schnitt eine kleine Kerbe in das Holzwerk seiner Büchse neben fünf anderen bereits dort eingegrabenen. Diese sechs Kerben bedeuteten nur Apachen. Als aber mein Blick weiter über die Umrisse des Gebirges hinwegschweifte, sah ich, dass dieses furchtbare Register noch viele andere Kolumnen enthielt.

Zweites Kapitel

Noch ein Coup

Ich vernahm einen Schuss, was mich veranlasste, meine Augen von der Beschäftigung des ohrenlosen Trappers abzulenken. Als ich mich umwendete, sah ich ein blaues Wölkchen über die Prärie ziehen, vermochte aber nicht zu beurteilen, auf welchen Gegenstand der Schuss abgefeuert worden war.

Dreißig bis vierzig Jäger hatten die Baumgruppen umgeben und saßen in einer Art unregelmäßigem Kreis in ihren Sätteln. Sie waren noch in einiger Entfernung von dem Ge-

hölz, als ob sie sich außer Pfeilschussweite hielten. Ihre Flinten lagen quer über ihren Sätteln und sie schrien einander was zu.

Es war nicht zu vermuten, dass der Wilde allein gewesen sei! Ohne Zweifel befanden sich noch einige von seinen Kameraden im Dickicht. Es konnten ihrer jedoch nicht viele sein, denn das Gebüsch war nicht stark genug, um mehr als ein Dutzend von ihnen zu verbergen, und die scharfen Augen der Jäger drangen auf allen Seiten hinein.

Sie erinnerten mich an Jäger auf einer Heide, welche das Austreiben des Wildes erwarteten. Aber hier, o Gott, war das Wild ein menschliches.

Es war ein furchtbares Schauspiel. Ich blickte auf Seguin, da ich dachte, dass er sich einmischen könne, um die barbarische Jagd zu verhindern. Er bemerkte meinen forschenden Blick und wendete sein Gesicht von mir ab. Ich glaubte, dass er sich des Werkes schämte, worin seine Leute begriffen waren; aber die Tötung oder Gefangennahme der Indianer, welche etwa im Gehölz sein mochten, war jetzt eine notwendige Maßregel geworden, und ich wusste, dass alle meine Einwendungen unbeachtet bleiben würden. Was die Leute selbst betraf, so hätten sie darüber nur gelacht. Es war ihr Zeitvertreib, ihr Handwerk, und ich bin überzeugt, dass in diesem Augenblick ihre Gefühle nicht sehr von denen verschieden waren, welche sie beseelt haben würden, wenn sie einen Bären aus seiner Höhle getrieben hätten. Sie waren vielleicht etwas, jedenfalls aber um nichts mehr der Barmherzigkeit geneigt.

Ich hielt mein Pferd an und erwartete mit peinlicher Empfindung die Entwicklung dieses wilden Dramas.

»Vaya, Irlandes, was habt Ihr gesehen?«, fragte einer von den Mexikanern Barney.

Ich ersah hieraus, dass der Ire den Schuss abgefeuert hatte.

»Eine Rothaut, bei Jesus!«, antwortete der Letztere.

»War es nicht Euer eigener Schatten, den Ihr im Wasser erblickt habt?«, rief der Jäger spöttisch.

»Vielleicht war es der Teufel, Barney!«

»Wahrhaftig Freund, ich habe etwas gesehen, was ihm ungeheuer ähnlich sah und es auch getötet.«

»Hahaha, Barney hat den Teufel getötet!«

»Pah!«, rief ein Trapper, indem er sein Pferd auf das Dickicht zusprenge, »der Narr hat nichts gesehen.«

»Halt Kameraden!«, rief Garey, »wir wollen einen sicheren Plan befolgen. Der Rotkopf hat recht. Es sind Indianer in den Büschen, ob er sie nun gesehen hat oder nicht. Jenes Stinktief ist nicht allein gewesen. Versucht es doch einmal auf diese Weise.«

Der junge Trapper stieg ab, wendete sein Pferd so, dass es die breite Seite dem Gebüsch zukehrte, hielt sich außerhalb desselben und begann, sein Tier in einer Spirale gehen zu lassen, welche sich allmählich dem Gehölz näherte. Auf diese Weise war sein Körper geschützt und nur sein Kopf über dem Sattel zu sehen, auf dem er die Büchse gespannt und schussfertig ruhen ließ. Mehrere andere stiegen, als sie dieses Manöver Gareys bemerkten, ebenfalls ab und befolgten seinem Beispiel.

Es herrschte eine tiefe Stille, während sie den Durchmesser ihrer Kreise immer enger werden ließen.

Nach Kurzem waren sie dicht an der Bauminsel, immer noch zischte aber kein Pfeil heraus. Befand sich niemand darin? Es schien so zu sein, und die Leute drangen furchtlos in das Dickicht.

Ich beobachtete all dies mit aufgeregten Gefühlen. Ich begann zu hoffen, dass niemand im Gebüsch sei. Ich lauschte

auf jeden Ton. Ich hörte das Knistern der Zweige, das Murmeln der Leute. Es herrschte ein kurzes Schweigen, während sie eifrig vordrangen.

Darauf hörte ich einen plötzlichen Schrei und eine Stimme rief: »Eine tote Rothaut, ein Hurra für Barney!«

»Barneys Kugel ist durch ihn gegangen. Hurra, alter Himmelblauer, kommt her und seht, was Ihr getan habt!«

Die übrigen Jäger ritten darauf hin mit dem früheren Soldaten auf das Dickicht zu. Ich folgte ihnen langsam. Als ich herankam, sah ich sie den Körper eines Indianers, eines nackten Wilden, gleich dem anderen auf den offenen Boden schleppen. Er war tot und sie schickten sich an, ihn zu skalpieren.

»Komm her, Barney«, rief einer von den Leuten scherzhaft. »Das Haar hier gehört Euch. Warum zieht Ihr es nicht ab, Mann?«

»Sagt Ihr, dass es mein ist?«, fragte Barney den Redner.

»Ganz gewiss, Ihr habt ihn getötet, er ist von Rechtswegen Euer.«

»Und ist das wirklich fünfzig Dollar wert?«

»So gut, als ob es Weizen wäre.«

»Wollt Ihr dann so freundlich sein, es für mich abzuschneiden?«

»O gewiss, mit dem größten Vergnügen«, antwortete der Jäger, indem er den Skalp ablöste und ihm denselben übergab.

Barney nahm die hässliche Trophäe, und es schien mir, als ob er besonders stolz auf sie war. Der arme Teufel mochte sich so mancher Verletzung der Gesetze der Garnisonsdisziplin schuldig gemacht haben, offenbar war dies aber seine erste Lektion im Menschentöten!

Die Jäger stiegen ab und begannen im Dickicht hin und her

zu spüren. Die Nachsuchung war eine höchst aufmerksame, denn es war immer noch ein Rätsel zu lösen. Man hatte einen Extrabogen – das heißt einen dritten, mit seinem Pfeilköcher gefunden. Wo war der Eigentümer? Konnte er durch das - Dickicht entkommen sein, während die Leute um die gefallenen Büffel beschäftigt waren? Es war möglich, wenn auch kaum wahrscheinlich. Aber die Jäger wussten, dass diese Wilden eher wie wilde Tiere, wie Hasen, als Menschen laufen können und vielleicht war er in das Chapporal entkommen.

»Wenn der Indianer entkommen ist«, sagte Garey, so haben wir keine Zeit mit dem Abhäuten der Büffel zu verlieren. Ich bin überzeugt, dass eine Menge von Leuten seines Stammes keine zwanzig Meilen von hier ist.«

»Seht dort unter die Weiden, dicht am Wasser!«, antwortete die Stimme des Anführers.

Der Teich war trüb und an den Rändern von Büffelfährten zerstampft. Auf der einen Seite war er tief. Hier hingen Weiden über ihn bis in das Wasser herab. Mehrere stiegen hier hinein und begannen den Boden mit ihren Lanzen und Büchsenkolben zu untersuchen.

Der alte Rube war unter den Übrigen herangekommen und zog, in der Absicht, wieder zu laden, mit seinen Zähnen den Pfropfen aus dem Pulverhorn. Sein kleines dunkles Auge blitzte überall hin – über ihn, unter ihn und in das Wasser.

Es schien ihm ein plötzlicher Gedanke durch den Kopf zu fahren. Ich sah ihn den Pfropfen zurückschieben, den Iren, welcher ihm am nächsten stand, am Arm fassen und leise und hastig zu murmeln: »Patty – Barney – gebt mir eure Flinte! – Schnell, Mann! – Schnell!«

Barney übergab ihm auf diese eindringliche Bitte sogleich

sein Gewehr, während er die ihm von dem Trapper in die Hand gestreckte leere Büchse nahm.

Rube erfasste eifrig die Muskete und senkte das Auge gleich, als ob er im Begriff sei, auf einen Gegenstand im Teich zu feuern. Plötzlich drehte er seinen Körper um, richtete sein Gewehr in die Höhe und feuerte in das dichte Laub.

Es erfolgte ein schriller Schrei – ein schwerer Körper brach durch die Zweige und stürzte zu meinen Füßen auf den Boden. Warme Tropfen spritzten in meine Augen – es war Blut! Ich wurde davon geblendet, ich rieb mir die Augen, um wieder sehen zu können, und hörte die Leute aus allen Seiten des Dickichts herbeistürzen.

Als ich wieder sehen konnte, verschwand eben ein nackter Wilder durch die Blätter.

»Bei der Hölle! Ich habe ihn verfehlt!«, rief der Trapper. »Zum Teufel mit Euren Soldatenflinten!«, fügte er hinzu, indem er die Muskete niederwarf und mit gezogenem Messer nacheilte.

Ich folgte unter den Übrigen. Ich hörte mehrere Schüsse, als wir durch das Gebüsch brachen.

Als ich an den äußeren Rand kam, konnte ich den Indianer sehen, immer noch auf den Füßen und mit der Schnelligkeit einer Antilope laufend.

Er blieb nicht in einer direkten Linie, sondern beschrieb einen Zickzack, indem er von einer Seite zur anderen sprang, um seine Verfolger, deren Büchsen die ganze Zeit über hinter ihm knallten, nicht gehörig zielen zu lassen. Bisher hatte noch keine von ihren Kugeln Wirkung gehabt, wenigstens nicht so, dass sie ihn gelähmt hätte. Auf seinem braunen Körper war ein Blutstreifen sichtbar, aber die Wunde schien ihn, wo sie auch sein mochte, nicht an der Flucht zu hindern.

Ich glaubte, dass er keine Aussicht auf das Entkommen ha-

ben könne, und hatte nicht die Absicht, meine Büchse auf ein solches Ziel abzufeuern. Ich blieb daher in den Büschen und beobachtete die Gegend. Einige von den Jägern fuhren fort, ihm zu Fuß zu folgen, während die Schlauerer zu ihren Pferden zurückeilten. Diese waren zufällig alle auf der entgegengesetzten Seite des Dickichts nur mit einer Ausnahme, nämlich der Stute des Trappers Rube. Sie weidete an der Stelle, wo Rube abgestiegen war, unter den getöteten Büffeln und direkt in der Lage der Jagd.

Als sich ihr der Wilde näherte, schien ihn ein plötzlicher Gedanke zu durchzucken. Er wich ein wenig von seiner Richtung ab, riss den Pflock aus der Erde, schlang das Lasso mit der Schnelligkeit eines Gauchos zusammen und sprang auf den Rücken des Tieres.

Es war eine gut gefasste, aber für den Indianer unglückliche Idee. Er hatte kaum den Sattel berührt, als ein eigentümlicher Ruf lauter als üblich erklang. Er kam von dem ohrlosen Trapper. Der Mustang erkannte den Ruf seines Herrn und statt der Führung seines Reiters zu folgen, schwenkte er plötzlich und galoppierte zurück. In diesem Augenblick streifte ein auf den Wilden abgefeuerter Schuss den Schenkel der Stute. Sie legte die Ohren zurück und begann so heftig auszuschlagen, dass alle ihre Füße zu gleicher Zeit in der Luft zu sein schienen.

Der Indianer versuchte aus dem Sattel zu springen, aber das abwechselnde Ausschlagen der Vorder- und Hinterbeine warf ihn einige Augenblicke gewissermaßen in der Waage hin und her.

Er wurde endlich herabgeschleudert und fiel auf dem Rücken zu Boden.

Ehe er noch zu sich kommen konnte, war ein Mexikaner herangeritten und hatte ihn mit seiner Lanze an die Erde ge-

fesselt.

Jetzt trat eine Fluchszene ein, in welcher Rube die Hauptrolle spielte oder vielmehr die Bühne ganz allein hatte. Die Soldatenflinten wurden der Verdammnis geweiht. Da der alte Trapper auch über die Wunde, welche seine Stute erhalten hatte, zornig war, erhielt der *schiefäugige Grünschnabel* einen Teil seiner Verwünschungen.

Der Mustang hatte jedoch keinen erheblichen Schaden gelitten, und nachdem dies ermittelt worden war, gingen die lauten Zornesausbrüche in ein leises Murren über und hörten endlich völlig auf.

Da kein Zeichen davon zu existieren schien, dass sich noch andere Wilde in der Nähe befanden, war es für die Jäger nun das Wichtigste, ihren Hunger zu befriedigen. Es war bald ein Feuer angezündet und ein reichliches Mahl aus Büffelfleisch brachte die gewünschte Wirkung hervor.

Nach Beendigung der Mahlzeit wurde eine Beratung abgehalten. Wir kamen überein, uns zur alten Mission zu begeben, von der man wusste, dass sie nicht über zehn Meilen entfernt lag. Wir konnten uns dort im Fall eines Angriffs von den Wolfsapachen, zu welchen die drei Wilden gehörten, verteidigen. Wir fürchteten alle, dass sie unsere Fährte finden und uns einholen könnten, ehe wir imstande waren, uns wieder von der Ruine zu entfernen.

Die Büffel waren bald abgehäutet und aufgepackt, und wir traten in westlicher Richtung die Reise zu der Mission an.

Drittes Kapitel

Ein bitterer Trank

Wir erreichten die Ruine bald nach Sonnenuntergang, scheuchten die Eulen und Wölfe auf und machten unser Biwak unter den verfallenen Mauern. Unsere Pferde wurden auf den öden Rasenplätzen und in den lange vernachlässigten Gärten angebunden, wo die reifen Früchte ungepflückt von den Bäumen fielen. Schnell angezündete Feuer erleuchteten das graue Gebäude mit ihrer erheiternden Glut. Aus den Hautpacken wurden Fleischstücke genommen und zu Abend geröstet.

Es war Wasser im Überfluss vorhanden. Ein Arm des San Pedro floss an den Mauern der Mission vorüber, in den Gärten befanden sich Yamstrauben, Granatäpfel, Quitten, Melonen, Birnen, Pfirsiche und Äpfel. Mit diesen wurde unser Mahl verschönert.

Es war bald vorüber und wir teilten Vedetten auf den Wegen aus, welche zu der Ruine führten. Die Leute waren vom Fasten schwach und angegriffen, streckten sich kurz darauf bei ihren Sätteln aus und waren bald eingeschlafen.

Dies war alles, was ich von unserer Nacht in der Mission zu San Pedro zu erzählen weiß.

Wir wollten drei Tage oder so lange dort bleiben, bis das Büffelfleisch getrocknet sein würde.

*

Es waren unangenehme Tage für mich. Der Müßiggang ließ die halbwildem Eigenschaften meiner Gefährten erkennen. Gottlose Scherze und furchtbare Flüche erschallten bestän-

dig in meine Ohren, sodass ich gern mit dem alten Botaniker, der während dieser drei Tage in der glücklichen Aufregung neuer Entdeckungen lebte, in den Wald wanderte.

Auch an dem Maricopa fand ich einen Gesellschafter. Der merkwürdige Mann hatte die Wissenschaften eifrig studiert und war mit fast jedem berühmten Schriftsteller bekannt. Er wurde nur dann zurückhaltend, wenn ich von ihm selbst zu sprechen begann.

Seguin war während dieser Tage schweigsam und wenig umgänglich geblieben. Er beachtete das, was um ihn her vorging, nur wenig. Er schien an Ungeduld zu leiden, da er alle Augenblicke dem Tasajo einen Besuch machte. Er brachte viele Stunden auf den nahen Höhen zu und blickte ängstlich nach Osten, dem Punkt, von welchem unsere auf dem Pinnon befindlichen Spione herankommen würden.

Die Ruine besaß eine Azotea. Ich hatte die Gewohnheit, diese Stelle abends aufzusuchen, wenn die Sonne weniger heiß geworden war. Sie gewährte eine schöne Aussicht ins Tal; aber ihre Hauptschönheit lag für mich in der Zurückgezogenheit, welche ich hier genießen konnte. Die Jäger kletterten selten hinauf und ihre wilden zügellosen Gespräche blieben, solange ich oben war, ungehört. Ich pflegte meine Decke auf den verfallenen Zinnen auszubreiten und mich darauf ausgestreckt, süßen Rückerinnerungen oder noch süßeren Träumen von der Zukunft hinzugeben. Nur ein Gegenstand erfüllte mein Gedächtnis, nur auf diesem Gegenstand verweilten meine Hoffnungen.

Ich hätte dies wenigstens denjenigen, welche wahrhaft geliebt haben, nicht zu sagen brauchen.

*

Ich bin auf meiner Lieblingsstelle, der Azotea. Es ist Nacht, scheint es jedoch kaum zu sein. Der volle Herbstmond zieht an einem wolkenlosen blauen Himmel zum Zenit auf, in meiner fernen Heimat wird der Erntemonde sein. Hier scheint er nicht auf die Ernte, leuchtet nicht dem Schnitter auf dem Heimweg; aber die unter allen Himmelsstrichen schöne Jahreszeit ist in dieser romantischen Wildnis um nichts weniger köstlich. Ich bin auf einer Hochebene der nördlichen Anden und viele Tausend Fuß über der Meeresebene. Die Luft ist dünn und trocken. Ich kann ihre große Ausdehnung an der größeren Deutlichkeit der Gegenstände, der anscheinenden Nähe der Berge, welche ich fern weiß, und der Schärfe ihrer am Himmel abgezeichneten Umrisse erkennen. Ich bemerke sie an der Abwesenheit der Hitzeextrema, an der Elastizität meines Blutes und dem leichten Spiel meiner Lungen. Dies ist die Gegend für hektische Wangen und hohle Augen. Wollte Gott, dass manche Völker dies wüsten!

Die Luft ist völlig rein und von dem milchweißen Mondlicht erfüllt. Mein Auge ruht auf merkwürdigen Gegenständen – auf den diesem Boden eigentümlichen Vegetationsformen. Sie flößten mir durch ihre Neuheit Interesse ein. In dem weißen Licht sah ich die lanzettförmigen Blätter der Yucca, die hohen Säulen der Pitahaya und die zackigen Blätter des Koschenille-Kaktus.

Der Lärm des Lagers, der Menschen und Tiere dringt bis zu mir herauf; aber dem Himmel sei Dank! Ich kann nur sein entferntes Summen hören.

Es gibt noch eine Stimme, die meinem Ohr erfreulicher ist, das Lied des Spottvogels, der Nachtigall der westlichen Welt. Er lässt seine Klänge aus den Wipfeln eines nahegelegenen Baums ertönen. Er erfüllt die Luft mit seinen süßen

Melodien.

Der Mond scheint über allem und ich beobachte seinen aufwärts gerichteten Lauf. In mir herrscht ein Gedanke, welchen er zu beherrschen scheint – die Liebe. Wie oft haben die Dichter seine Macht über die holde Leidenschaft besungen. Bei ihnen war es nur eine Fantasie – ein graziöser Ausdruck; aber zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen ist es ein Glaube gewesen. Woher kommt dieser Glaube? Ist er uns nicht in den Zuflüsterungen von einem Gott mitgeteilt worden – denselben Flüstertönen, welche uns seine eigene Existenz verkünden? Kann es nicht eine Wahrheit sein? Ist nicht der Geist am Ende doch materiell? Ein elektrisches Fluidum? Warum soll er denn nicht von dem stillen Mond beeinflusst werden? Warum soll er nicht seine Strömungen haben, so gut wie die Luft und der Ozean?

Ich folgte diesem Gedankengang, während ich das milchweiße Licht des Mondes eintrank. Ich verweilte auf den Szenen, welche die Ruine um mich vor die Augen treten ließ – die Taten und Untaten der Patres in Kapuze und Kutte und ihrer Knechte. Die Gedanken an diese erfüllten meinen Griff und färbten sie mit der Romantik des Altertums. Aber sie blieben nicht lange Gegenstände des Nachdenkens. Ich wanderte über sie hinweg und kehrte wieder zu dem Gedanken an das schöne Wesen zurück, welches ich vor Kurzem verlassen hatte, an Zoe – die schöne Zoe.

Dachte sie auch an mich? War ihr meine Abwesenheit schmerzlich? Wartete sie auf meine Rückkehr? Waren ihre Augen betaut, wenn sie von der einsamen Terrasse herablickte?

Mein Herz antwortete mit stolzen, glücklichen Pulsschlägen ›Ja!‹

Wie lange konnte es dauern, bis die entsetzlichen Szenen, die ich jetzt um ihretwillen erduldet, vorüber waren? Tage – viele Tage fürchtete ich. Ich liebe das Abenteuerliche, mein Leben ist sein Spielwerk gewesen; aber ein solches! Ich hatte noch kein Verbrechen begangen, obwohl ich seine Begehung durch die Notwendigkeit, in welche ich mich versetzt hatte, billigte. Wie lange konnte es dauern, ehe mich die Notwendigkeit zu Taten zwang, welche ebenso schwarz waren, wie die der mich umgebenden Männer?

In dem Programm, welches Seguin mir vorlegte, war nichts von den Grausamkeiten, wovon ich jetzt Zeuge sein musste, vorgekommen. Es war nicht die Zeit, um zurückzublicken, sondern vorwärts – und vielleicht über andere Szenen des Blutes und der Brutalität – zu der glücklicheren Stunde, wo ich mein Versprechen eingelöst und vielleicht Zoe, die schöne Zoe, gewonnen haben würde.

*

Meine Träume wurden unterbrochen. Ich hörte Stimmen und Schritte. Sie näherten sich der Stelle, wo ich lag. Ich konnte sehen, dass zwei Männer, in einem eifrigen Gespräch begriffen, herbeikamen. Sie bemerkten mich nicht, da ich hinter einem Fragment der verfallenen Brüstung im Schatten lag. Als sie näher kamen, erkannte ich das Patois meines kanadischen Dieners, aber auch das seines Begleiters glaubte ich zu erkennen. Es war ohne allen Zweifel Barney.

Die Wackeren waren seit Kurzem sehr vertraut geworden, und wie ich bemerkt hatte, öfter beisammen. Irgendeine Gefälligkeit hatte den Infanteristen seinem klugen und erfahrenen Gefährten teuer gemacht und dieser ihn unter seinen Schutz und Schirm genommen.

Ich war über die Störung ärgerlich, war aber von Neugier getrieben, still und lauschte.

Barney sprach, als sie sich näherten: »Wahrhaftig, Master Godé, ich würde selbst heute Abend noch ein Tröpfchen holen. Ich habe das Fässchen schon früher bemerkt. Aber der Teufel soll mich in Empfang nehmen, wenn ich gedacht habe, dass es etwas anderes als kaltes Wasser wäre. Heilige Maria, dass der alte deutsche Sünder ein ganzes Fass mitgebracht hat, und alles allein behält! Ihr seid überzeugt, dass es aus dem rechten Stoff ist?«

»Ja, es ist Likör – Aguardiente.«

»Aguardiente, sagt ihr?«

»Oui, c'est vrai, Monsieur Barney, ich habe ihn sehr viel Mal gerochen. Er stinkt très fort – verdammt stark – verdammt gut.«

»Warum wollt Ihr ihn aber nicht selbst stehlen? Ihr wisst genau, wo ihn der Doktor verwahrt und könnt weit leichter daran kommen als ich.«

»Pourquoi Barney? Weil ich dem Doktor packen helfe, mon ami! Par Dieu, er würde mich in Verdacht nehmen!«

»Ich sehe den Grund davon nicht ein. Er kann Euch auf alle Fälle in Verdacht nehmen, und dann ...?«

»O, dann schadet es nichts. Ich werde einen großen Schwur tun. Nein, ich werde dann ein ganz reines Gewissen haben.«

»Beim heiligen Moses, wir müssen jedenfalls den Likör haben, und wenn Ihr ihn nicht holen wollt, so werde ich es tun, das ist ausgemacht, nicht wahr?«

»Oui, très bien!«

»Nun, so ist jetzt die beste Zeit dazu. Der alte Bursche ist soeben fortgegangen, ich habe ihn selbst gesehen. Dies ist ein ganz nettes Plätzchen zum Trinken. Kommt und zeigt mir, wo er ihn verwahrt, und bei St. Patrick, ich bin Euer

Maury um ihn zu holen.«

»Très bien, allons, Monsieur Barney, allons!«

So unverständlich die Unterhaltung auch gewesen sein mochte, so verstand ich doch jedes Wort davon. Der Naturforscher hatte unter seinem Gepäck ein kleines Fässchen Aguardiente, Mezcal-Branntwein mitgebracht, um die neue Spezies der Schlangen- oder Eidechsenarten, auf die er etwa stoßen würde, darin aufzubewahren. Was ich jetzt hörte, war weder mehr noch weniger als ein Komplott, das Fässchen mit seinem Inhalt zu stehlen.

Mein erster Impuls war der, aufzuspringen und sie an ihrer Absicht zu hindern, sowie meinem Reisenden und seinem rothaarigen Gefährten einen heilsamen Tadel zugehen zu lassen. Eine kurze Überlegung überzeugte mich aber, dass sie auf eine andere Weise besser bestraft werden konnten. Ich wollte sie sich selbst bestrafen lassen.

Ich erinnerte mich, dass der Doktor einige Tage, ehe wir das Ojo de vaco erreichten, eine Schlange von der Natterart, zwei bis drei Eidechsen und ein hässliches Tier gefangen hatte, welches in der Jägersprache der gehörnte Frosch genannt wird – die *Agama cornuta* aus Texas und Mexiko.

Er hatte sie in dem Fässchen aufbewahrt. Ich hatte gesehen, wie er sie hineinsteckte, und offenbar ahnte weder mein Franzose noch der Ire etwas davon. Ich kam daher zu dem Entschluss, sie einen vollen Becher von dem Stoff trinken zu lassen, ehe ich mich ins Mittel legte.

Ich wusste, dass sie bald mit dem Fässchen zurückkehren würden, und blieb, wo ich war.

Ich brauchte nicht lange auf sie zu warten. Nach wenigen Minuten kamen sie heran, und Barney trug das der Plünderung geweihte Fässchen.

Sie setzten sich ganz in meiner Nähe nieder, suchten das

Spundloch, füllten ihre Blechbecher und begannen zu trinken.

Man hätte nirgends ein durstigeres Paar Sterblicher finden können und ein jeder leerte seinen Becher mit dem ersten Zug bis auf den Grund.

»Hat es nicht einen sonderbaren Geschmack?«, sagte Barney, nachdem er das Gefäß von seinen Lippen genommen hatte.

»Ja, das ist wahr.«

»Was meint Ihr, was es ist?«

»Es riecht, wie ein verdammter ... ein verdammter ...«

»Meint Ihr Fisch?«

»Ja, wie ein verdammter Fisch. Es hat einen sehr bizarren Geruch, fichtre!«

»Der Deutsche hat wahrscheinlich etwas hineingetan, um dem Aguardiente Geschmack zu geben.

Er ist ungemein stark, das macht ihn nicht schlimmer. Aber es würde ein schlechtes Getränk neben einem alten Fässchen aus irischem Branntwein sein. Ach heiliger Moses, das ist der echte Stoff!«

Hier schüttelte der Ire den Kopf, um mit mehr Nachdruck die Bewunderung des irischen Whisky auszudrücken.

»Nun, Monsieur Godé«, fuhr er fort, »Whisky ist jedenfalls Whisky, und wenn wir die Butter nicht haben können, so sehe ich nicht ein, weshalb wir das Brot ausschlagen sollen? Ich möchte daher auch noch um eine Kleinigkeit aus dem Fass bitten.« Und hiermit hielt er ihm sein Blechgefäß zur Füllung hin.

Godé erhob das Fässchen und schüttete einen weiteren Teil seines Inhalts in ihre Becher.

»Mon Dieu, was ist in meinem Becher?«, rief er, nachdem er getrunken hatte.

»Was es ist? Lasst sehen! Meiner Seel', es ist ein sonderbares Geschöpf.«

»Sacré, es ist ein verdammter texanischer ... ein Frosch! Das ist der verdammte Fisch, der so gestunken hat. O bah! ... Ah ... ah!«

»Ach, heiliger Moses, in meinem ist auch einer. Jesus, es ist eine Skorpioneidechse! Bah! Ah!«

»O bah! ... Ah ... ah! Mon Dieu!«

»Och ... och ... och!«

»Sacré!«

»Och ... ach ... o bah! Ah ... ah!

»O verdammt! ... Bah!«

»Der alte Doktor hat ... ach ... ach! ... Ach! Heilige Jungfrau!«

»Ha ha! Gift! ... Gift!«

Und die beiden Zecher schwankten über die Azotea hin, entleerten ihre Mägen und schrien im äußersten Schrecken, dass Gift in dem Branntwein sein könne.

Ich hatte mich erhoben und lachte laut über den Spaß! Dies sowie die Rufe der Leute brachten eine Menge von Jägern auf das Dach, die, sobald sie bemerkten, was vorgegangen war, einstimmten und die Ruine von ihrer wilden Lustigkeit widerhallen ließen.

Der Doktor war mit den Übrigen herbeigekommen, aber mit dem Vorfall weniger zufrieden. Nach kurzem Suchen fanden sich jedoch die Eidechsen und wurden in das Fass, welches zu seinem Zweck noch immer Branntwein genug enthielt, zurückgeworfen. Es lief von nun an keine Gefahr mehr, selbst von dem durstigsten Jäger der Schar angerührt zu werden.

Viertes Kapitel

Die gespenstische Stadt

Am Morgen des vierten Tages kamen unsere Spione und berichteten, dass die Navajo den Weg nach Süden eingeschlagen hätten!

Sie waren am zweiten Tag, nachdem wir die Quelle verlassen hatten, zu derselben zurückgekehrt und dort der Weisung der Pfeile gefolgt. Es war Dacomas Gruppe – im Ganzen etwa dreihundert Krieger.

Uns blieb jetzt weiter nichts mehr übrig, als so schnell wie möglich aufzupacken und unseren Weg nach Norden fortzusetzen. Nach einer Stunde waren wir im Sattel und folgten den felsigen Ufern des San Pedro. Eine lange Tagesreise führte uns in das öde Tal des Gila, an dessen Gewässern wir übernachteten. Wir schliefen in der Nähe der berühmten Ruinen, welche den zweiten Ruhepunkt der wandernden Azteken gebildet hatten.

Mit Ausnahme des Botanikers, des Cocohäuptlings, meiner selbst und vielleicht Seguins schien sich kein Mitglied der Schar um diese interessanten Antiquitäten zu kümmern. Die Spuren von grauen Bären, welche auf dem schlammigen Boden entdeckt wurden, kümmerten die Jäger weit mehr, als das zerbrochene Irdengeschirr und seine bemalten Hieroglyphen.

Zwei von diesen Tieren wurden in der Nähe des Lagers entdeckt, und es erfolgte ein wütender Kampf, bei welchem einer von den Mexikanern beinahe das Leben verlor und nur davonkam, nachdem der größte Teil der Haut von seinem Hals und Kopf gerissen worden war.

Die Bären selbst wurden getötet und zum Abendessen ver-

speist.

Unser nächster Tagesmarsch führte den Gila hinauf bis an die Mündung des San Carlosflusses, wo wir wieder übernachteten.

Der San Carlos kommt von Norden herab, und Seguin hatte beschlossen, diesen Fluss etwa hundert Meilen weit hinauf zu reisen und darauf östlich zu dem Land der Navajo zu gehen.

Als diese Entscheidung bekannt wurde, zeigte sich große Unzufriedenheit unter den Leuten, und man hörte auf allen Seiten aufrührerische Zuflüsterungen.

Kurz nachdem wir haltgemacht hatten, begaben sich jedoch einige von den Männern an den Ufern des Stroms hinauf und sammelten in seinem Bett einige Goldkörner. Die Anzeichen des kostbaren Metalls, die Quixa, welche von den Mexikanern Goldmutter genannt wird, fanden sich unter den Felsen. Es gab Bergleute in der Gruppe, welche es wussten. Dies schien sie zufriedenzustellen. Es wurde nicht weiter davon gesprochen, zum Prieto zu gehen, vielleicht war der San Carlos ebenso reich. Das Gerücht hatte ihm ebenfalls den Namen eines Goldflusses gegeben. Auf alle Fälle musste der Zug die Quelle des Prieto auf der westlichen Reise erreichen, und diese Aussicht hatte die Wirkung, die Aufsässigen wenigstens zeitweise zu beruhigen.

Hierzu trug noch eine Rücksicht bei – der Charakter Seguins. Es gab unter der ganzen Bande kein einziges Individuum, welches sich ihm entgegengesetzt hätte. Sie kannten ihn dafür zu gut. Obwohl wenige von diesen Männern einen hohen Wert auf ihr Leben setzten, wenn sie dem Gebirgsgeletz nach recht zu haben glaubten, so wussten sie doch, dass eine Verzögerung des Zuges, um Gold zu sammeln, weder ihrem Vertrag mit ihm gemäß noch seinen Wünschen ange-

nehm war. Viele von den Mitgliedern wurden überdies von ähnlichen Motiven getrieben, wie Seguin selbst, und diese verlangten eben so eifrig danach, den Navajostädten zuzueilen.

Auf die Mehrzahl hatte noch eine Rücksicht Einfluss. Die Schar Dacomas musste auf unsere Fährte kommen, wenn sie von dem Weg der Apachen zurückgekehrt war.

Wir konnten daher keine Zeit mit Goldsuchen verschwenden. Dieses wusste selbst der Einfältigste der Skalpjäger.

Mit Tagesanbruch waren wir wieder auf dem Marsch und ritten an den Ufern des San Carlos hinauf.

Wir waren jetzt in die große Wüste gekommen, welche sich nördlich vom Gila bis an die Quellen vom Colorado erstreckt. Wir betraten sie ohne Führer, denn kein Mitglied der Bande hatte je diese unbekannte Gegend durchreist. Selbst Rube wusste nichts von diesem Teil des Landes. Wir waren ohne Kompass, aber diesen bedurften wir nicht. Es gab wenige unter der Schar, welche nicht nach Norden oder Süden deuten konnten, ohne sich um mehr als einen Grad zu irren. Wenige von ihnen konnten bei Tag und bei Nacht den Himmel und die wahre Zeit bis auf zehn Minuten bestimmen. Wenn sie nur den klaren Himmel und die Zeichen der Bäume und Felsen hatten, so brauchten sie weder Kompass noch Chronometer. Ein unter dem blauen Himmel des Präriehochlandes und der Gebirgsparks zugebrachtes Leben, in welchen selten ein Dach den Anblick dieser azurfarbenen Wölbung unmöglich machte, hatte die Jäger und Trapper zu Astronomen gebildet.

Aus solchen Fähigkeiten bestand ihre, durch eine Menge gefahrvoller Vorfälle erlangte Erziehung. Mir kam ihre Kenntnis solcher Dinge wie Instinkt vor.

Wir hatten aber in Bezug auf unsere Richtung einen Füh-

rer, welcher sich ebenso wenig täuschte wie die Magnetnadel. Wir durchreisten die Gegend der Polarpflanze, deren Blattflächen fast bei jedem Schritt uns den Meridian andeuteten. Sie wuchsen auf unserem Pfad und wurden von den Hufen unserer Pferde zertreten.

Wir reisten mehrere Tage lang nördlich durch ein Land von seltsam aussehenden Bergen, deren Gipfel sich in phantastischen Formen und Gruppierungen zum Himmel erhoben. Einmal sahen wir kugelförmige Gestalten, wie Kirchenkuppeln, ein anderes Mal erhoben sich vor uns gotische Türme, und die nächste Öffnung zeigte uns scharfe nadelartig zugespitzte Piks, welche gerade auf in den blauen Himmel emporschossen. Wir sahen säulenartige Formen andere horizontal liegende stützen – ungeheures Geröll aus Trappfelsen brachten einem auf die Idee, dass sie vorsintflutliche Ruinen von riesigen Druiden seien.

Mit der Eigentümlichkeit der Formation verband sich die glänzende Färbung. Wir sahen rote, weiße, grüne und gelbe Felsenschichten, welche in ihrer Färbung so lebhaft waren, als ob sie soeben von der Palette des Malers kämen.

Sie waren von keinem Rauch verdunkelt worden, seit sie sich aus ihren unterirdischen Betten erhoben hatten. Keine Wolke umhüllte ihre nackten Umrisse. Es war kein Wolkenland, denn während unserer Reise zwischen ihnen, sahen wir am Himmel keinen einzigen Flecken. Über uns war nichts als der blaue unbegrenzte Äther.

Ich erinnerte mich an die Bemerkungen Seguins.

Es lag etwas Aufmunterndes in dem Anblick dieser weiten Berge, etwas Lebensvolles, was uns verhinderte, die wirkliche Öde zu fühlen, von welcher wir umgeben waren. Zuweilen konnten wir uns des Glaubens nicht enthalten, dass wir in einer dichtbevölkerten Gegend seien, einer Gegend voll

Reichtum und Zivilisation, wie es aus ihrer architektonischen Großartigkeit hervorzugehen schien. Und doch reisten wir in Wirklichkeit durch die wildesten Teile der Erde, die nie ein menschlicher Fuß, der nicht einen Mokassin trug, betreten hatte – die Gegend der Wolfsapachen und der erbärmlichen Pamparicos.

Wir reisten an den Ufern des Flusses hinauf und suchten hier und da an unseren Halteplätzen nach dem glänzenden Metall. Es war nur in kleiner Menge zu finden, und die Jäger begannen laut vom Prieto zu sprechen, wo ihrer Einbildung nach das Gold klumpenweise umherliegen sollte.

Am vierten Tag, nachdem wir den Gila verlassen hatten, kamen wir an eine Stelle, wo der San Carlos sich eine Schlucht durch eine hohe Sierra gewählt hatte. Hier übernachteten wir. Am Morgen fanden wir, dass wir dem Fluss nicht weiter folgen konnten, ohne den Berg zu überklettern. Seguin kündete seine Absicht an, ihn zu verlassen und östlich zu gehen.

Die Jäger beantworteten diese Erklärung mit einem wilden Hurra! Die goldene Vision war wieder vor ihnen.

Wir blieben, bis die Mittagshitze vorüber war, am San Carlos und erquickten unsere Pferde im Fluss. Hierauf sattelten wir und ritten in die Ebene hinaus. Es war unsere Absicht, die ganze Nacht hindurch vorwärts zu reiten, oder solange, bis wir Wasser erreichten, da wir wussten, dass ohne dieses das Halten nutzlos sein würde.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir sahen, dass eine furchtbare Wüste, eine von den Strecken ohne Gras, Holz oder Wasser, vor uns lag. Wir sahen in weiter Ferne eine niedrige Bergreihe von Norden nach Süden gehen und jenseits derselben eine sich über diese erhebende Kette. Die Entferntere enthielt schneebedeckte Gipfel. Wir sahen, dass

sie gesonderte Ketten waren und dass die Entferntere eine große Höhe besaß. Dies erkannten wir an dem ewigen Schnee auf ihren Gipfeln.

Wir wussten übrigens, dass wir am Fuß der Schneekette Wasser finden würden – vielleicht den Fluss, welchen wir suchten. Aber die Entfernung war ungeheuer, und wenn wir es nicht an der näheren Kette fanden, so konnten wir auf ein Abenteuer rechnen – auf die Gefahr zu verdursten. Dies war unsere Aussicht. Wir ritten über den dünnen Boden, über Ebenen aus Lava und spitzen Felsen, welche die Hufe unserer Pferde verwundeten und viele davon lahmten. Um uns gab es keine andere Vegetation als das kränkliche Grün des Beifußes oder das stinkende Blatt der Kreosotpflanze. Es war kein anderes lebendes Wesen zu sehen wie die braune, hässliche Eidechse, die Klapperschlange und die Wüstengrille, welche in Myriaden über den dünnen Boden krochen und von den Hufen unserer Pferde zertreten wurden.

Wasser! war das Wort, welches in mehr als einer Sprache ausgestoßen zu werden begann.

Wir waren noch keine zwanzig Meilen vom San Carlos entfernt, als auch unsere Kürbisflaschen vollkommen trocken wurden. Der Staub der Ebene und die heiße Atmosphäre hatten ungewöhnlich schnell Durst erzeugt und sie bald geleert.

Wir waren am Nachmittag aufgebrochen, bei Sonnenuntergang schienen die Berge vor uns noch um keine einzige Meile nähergekommen zu sein.

Wir reisten die ganze Nacht hindurch, und als die Sonne aufging, waren wir noch eine ziemliche Strecke von ihnen entfernt. Dies kam von dem trügerischen Charakter jener kristallhellen Atmosphäre.

Die Leute begannen undeutlich zu sprechen, sie hielten

bleierne Kugeln und Obsidianstücke im Mund, die sie mit verzweifelter Heftigkeit kauten.

Wir kamen bald nach Sonnenaufgang am Fuß des Gebirges an. Zu unserer Bestürzung war kein Wasser zu finden.

Die Berge waren eine Reihe von unfruchtbaren Felsen, und so dürr, dass selbst der Kreosotbusch keine Nahrung an ihren Abhängen fand. Sie waren noch ebenso völlig von Vegetation entblößt, wie zu der Zeit, wo das vulkanische Feuer sie zum Licht erhoben hatte. Wir sendeten nach allen Richtungen Abteilungen aus, aber nach langer, auf fruchtloses Umherschweifen verwendeter Zeit gaben wir verzweifelt die Nachforschungen auf.

Ein Pass schien durch die Gebirgskette zu führen, und wir betraten ihn und ritten schweigend und düster vorwärts.

Wir kamen bald auf der anderen Seite heraus und dort bot sich unseren Blicken ein Schauspiel von seltsamen Charakter.

Vor uns lag eine auf allen Seiten von hohen Bergen umgebene Ebene. An ihrem entfernten Rand befand sich die Schneekette, deren ungeheure Klippen sich senkrecht Tausende von Fuß über der Ebene erhoben.

Die Felsen schienen höher und immer höher übereinander gehäuft worden zu sein, bis sie eine Decke von fleckenlosem Schnee überzogen hatte.

Was aber am eigentümlichsten erschien, war die Ebene. Sie war mit einem Mantel von jungfräulich weißer Farbe – dem Anschein nach von Schnee – bedeckt, und doch war die höhere Stelle, von welcher wir sie sahen, nackt und wurde von der Sonne heiß beschienen. Was wir im Tal erblickten, konnte also kein Schnee sein.

Während ich über die eintönige Oberfläche dieser Ebene und dann auf die Berge, welche sie wie eine Mauer umgaben

blickte, drückten sich meinem Geist Ideen von Kälte und Verödung ein. Es schien, als ob alles um uns her tot sei und die Natur in ihrem Leichentuch läge.

Ich sah, dass meine Gefährten von ähnlichen Gefühlen be-seelt waren, aber keiner sprach. Wir begannen den Pass, wel-cher in das Tal führte, hinabzureiten.

So weit ich sehen konnte, zeigte sich auf der Ebene kein Wasser. Aber was konnten wir anders tun, als sie zu über-schreiten? Ich glaubte an ihrem fernen Rand am Fuß der Ber-ge eine schwarze Linie wie Baumwuchs zu bemerken. Auf diesen Punkt richteten wir unseren Marsch.

Als wir die Ebene erreichten, erwies sich das, was wie Schnee erschienen war, als Soda. Eine tiefe Kruste davon lag auf dem Boden, genug, um die Bedürfnisse des ganzen Men-schengeschlechts zu befriedigen. Und doch lag sie da, ohne dass sich je eine Hand bewegt hätte, um sie zu sammeln.

Drei bis vier felsige Hügel waren in der Nähe der Mün-dung des Passes und auf unserem Weg.

Als wir um sie bogen und weiter in die Ebene hinauska-men, begann sich eine Öffnung im Gebirge zu zeigen. Durch diese strömten die Sonnenstrahlen herein und warfen eine Wand aus gelbem Licht über die eine Seite des Tals, in der die vom Wind aufgetriebenen Sodakristalle in Myriaden zu schweben schienen.

Als wir hinabstiegen, bemerkten wir, dass die Gegenstän-de ein ganz anderes Aussehen, wie sie von oben gezeigt hat-ten, anzunehmen begannen.

Wie mit einem Zauberschlag verschwand plötzlich die schneeige Oberfläche. Vor uns lagen grüne Felder, hohe mit einem düsteren grünen Laub bedeckte Bäume erhoben sich.

»Cottonbäume!«, rief ein Jäger, als sein Blick auf diesen entfernten Hainen ruhte.

»Es sind hohe Stämme, – bah!«, rief ein anderer.

»Ich rechne, dass dort Wasser sein muss, Burschen!«, bemerkte ein Dritter.

»Ja Sir, solche Sprösslinge sieht man nicht aus einer dürren Prärie wachsen, schaut hin, hallo!«

»Bei Golly! Dort ist ein Haus!«

»Ein Haus? – Eins – zwei – drei – ein Haus? – Es ist eine ganze Stadt! Da Jim, schaut dorthin, bah!«

Ich ritt mit Seguin im vorderen Glied, während die übrigen Personen der Schar hinter uns blieben. Ich hatte eine Zeitlang zerstreut auf den Boden geschaut, die schneeweiße Decke angeblickt und auf das Knarren der Hufe meines Pferdes gehört.

Diese Ausrufe veranlassten mich die Augen zu erheben. Der Anblick, welcher ihnen begegnete, war einer, welcher mich zwang, mit einem plötzlichen Ruck anzuhalten. Seguin hatte das Gleiche getan und ich sah, dass die ganze Schar haltgemacht hatte.

Wir waren soeben an einer von den Höhen, welche uns die Aussicht auf die große Öffnung benommen hatten, vorübergekommen. Diese lag jetzt direkt vor uns. An ihrer Südseite erhoben sich die Wälle und Türme einer Stadt – eine, nach ihrer Entfernung und dem Aussehen ihrer kolossalen Architektur zu urteilen, mächtigen Stadt. Wir konnten die Säulen von Tempeln, Türen, Tore, Fenster, Balkone und Zinnen unterscheiden. Über die Dächer erhoben sich eine Menge von Türmen. In der Mitte stand ein tempelartiges Gebäude, dessen massive Kuppel hoch über alle anderen hinausragte.

Ich blickte diese plötzliche Erscheinung mit einem Gefühl des Unglaubens an. Es war ein Traum, eine Phantasie, eine Luftspiegelung, – ha, es war die Mirage.

Aber nein, die Mirage konnte kein so vollkommenes Bild

hervorbringen. Ich sah Dächer, Schornsteine, Mauern und Fenster. Ich erblickte die Zinnen befestigter Häuser mit ihren regelmäßigen Einkerbungen. Es war eine Wirklichkeit – es war eine Stadt.

War es das Cibolo des spanischen Padre? War es jene Stadt mit den goldenen Toren und polierten Türmen? War die Geschichte des Priesters doch begründet? Wer hatte erwiesen, dass sie eine Fabel sei? Wer war je in diese Gegend, in dieses Land gedrungen, wo, wie der Geistliche sagte, die goldene Stadt Cibolo existieren sollte?

Ich sah, dass Seguin ebenso verblüfft und entsetzt war wie ich. Er wusste nichts von diesem Land, er hatte nie eine solche Luftspiegelung gesehen!

Wir saßen eine Zeit lang von seltsamen Empfindungen durchdrungen in unseren Sätteln. Sollen wir vorwärtsgehen? Ja, wir müssen Wasser erreichen, wir sind dem Verdursten nahe!

Und hiervon angetrieben, sprengten wir vorwärts.

Wir waren erst einige Schritte weiter geritten, als die Jäger einen plötzlichen gleichzeitigen Schrei ausstießen. Ein neuer Gegenstand – ein Gegenstand des Entsetzens lag vor uns. Am Fuß des Berges erschienen eine Reihe von dunkeln Gestalten – es waren Reiter!«

Wir zogen unsere Pferde beinahe auf die Hinterschenkel, unsere ganze Linie hielt wie ein Mann.

»Indianer«, riefen mehrere.

»Es müssen Indianer sein«, murmelte Seguin, »es gibt hier keine anderen. Indianer! Nein! Es hat nie solche gegeben! Seht, es sind keine Menschen! Betrachtet ihre mächtigen Pferde, ihre langen Flinten, es sind Riesen! Beim Himmel!«, fuhr er nach einer augenblicklichen Pause fort, »sie sind körperlos, sie sind Gespenster!«

Die Jäger hinter uns stießen Entsetzensrufe aus.

Waren dies die Bewohner der Stadt?

Es lag ein auffallendes Verhältnis in der Größe der Pferde und Reiter!

Ich war auf einen Augenblick ebenso entsetzt wie die übrigen, aber nur auf einen Augenblick. Eine plötzliche Erinnerung durchblitzte mich, ich dachte an den Harz und seine Dämonen. Ich wusste, dass das Phänomen vor uns nichts anderes sein konnte, eine optische Täuschung, ein Bild der Luft!

Ich erhob meine Hand über meinen Kopf, der Vorderste von den Riesen ahmte die Bewegung nach.

Ich gab meinem Pferd die Sporen und galoppierte vorwärts, er tat das Gleiche, so, als ob er mir entgegenkommen wollte. Nach einigen Augenblicken war ich an dem Luftspiegelungswinkel vorüber und die Riesenschatten verschwanden gedankenschnell in der Luft.

Die Leute waren mir nachgeritten und sahen, da sie ebenfalls an dem Luftspiegelungswinkel vorübergekommen waren, nichts mehr von dem Reiterheer.

Auch die Stadt war verschwunden, aber wir konnten die Umrisse einer Menge eigentümlicher Formationen in den Trappfelsenschichten, welche den Rand des Tals durchzogen, unterscheiden.

Die hohen Bäume waren nicht mehr zu sehen, aber ein Gürtel von Weiden, von wirklichen Weiden, war am Fuß des Berges in der Öffnung zu erkennen. Unter ihrem Laub blitzte etwas in der Sonne wie ein Silberbach. Es war Wasser! Es war ein Arm des Prieto.

Unsere Pferde wieherten bei dem Anblick. Kurz darauf waren wir am Ufer des Flusses abgestiegen und knieten vor dem holden Geist des Wassers.

Fünftes Kapitel

Der Goldberg

Nach einem so anstrengenden Marsch war es nötig, länger als gewöhnlich anzuhalten. Wir blieben jenen ganzen Tag und die folgende Nacht bei dem Arroyo. Aber die Jäger sehnten sich aus dem Prieto selbst zu trinken und den folgenden Morgen ritten wir auf diesen Fluss zu. Spät am Nachmittag waren wir an seinen Ufern.

Es war ein eigentümlicher Fluss - er strömte durch eine Gegend aus öden, kahlen, wüsten Felsen. Durch diese hatte sich der Strom in zahlreichen Schluchten einen Weg gebrochen und brauste in einem an den meisten Stellen unzugänglichen Bett dahin.

Es war ein schwarzer düsterer Fluss. Wo war sein Goldsand?

Nachdem wir eine Strecke weit an seinem Ufer hingeritten waren, machten wir an einem Punkt, wo wir sein Bett erreichen konnten, halt.

Die Jäger kletterten, für alles andere achtlos, begierig zu den steilen Klippen und stiegen zum Wasser hinab. Sie hielten sich kaum so lange auf, bis sie getrunken hatten und krochen durch die schmalen Räume zwischen abgelösten und von oben heruntergefallenen Felsenmassen. Sie hoben den Schlamm mit ihren Händen und wuschen ihn in ihren Bechern. Sie hämmerten mit ihren Tomahawks an den Quarzfelsen umher und zermalmten sie zwischen großen Steinen. Keine Spur des kostbaren Metalls war zu finden. Sie mussten den Fluss entweder zu hoch oben getroffen haben oder das Eldorado lag noch weiter nach Norden.

Nass, müde, zornig und unter Flüchen der getäuschten

Hoffnung gehorchten sie dem Signal, vorwärts zu marschieren.

Wir ritten den Fluss hinauf und übernachteten an einer Stelle, wo das Wasser wieder für unsere Pferde zugänglich war.

Hier suchten die Jäger wieder nach Gold und fanden es abermals nicht.

Jetzt wurde das aufrührerische Murmeln zu lauten Worten.

Das Goldland lag unter ihnen – sie zweifelten nicht daran. Der Häuptling hatte sie absichtlich an den San Carlos geführt, um sie zu täuschen. Er wusste, dass dies den Verzug hindern würde. Er kümmerte sich nicht um sie, seine eigenen Zwecke waren alles, was er auszuführen anstrebte. Sie konnten eben so arm, wie sie gekommen waren, zurückkehren, ohne dass er sich etwas daraus machte. Sie würden nie wieder eine so gute Chance erhalten.

Solcher Art war ihr Murren, welches mit einer Menge von Schwüren verschönert wurde.

Seguin hörte sie entweder nicht oder achtete nicht auf sie. Er war einer von den Charakteren, welche geduldig warten können, bis sich ihnen eine passende Zeit zum Handeln bietet.

Er war von Natur feurig wie alle Kreolen, aber Zeit und Prüfungen hatten ihm die Ruhe und Kaltblütigkeit gegeben, welche dem Anführer einer solchen Schar geziemt. Wenn er zum Handeln aufgestachelt wurde, so war er, wie man im Westen sagte, *ein gefährlicher Mann*, und die Skalpjäger wussten es. Er beachtete ihr Murren nicht.

Lange vor Tagesanbruch waren wir wieder im Sattel und zogen immer noch am Prieto hinauf vorwärts.

Wir hatten in der Nacht entfernte Feuer bemerkt und

wussten, dass sie die Dörfer der Keulenapachen waren.

Wir wünschten durch ihr Land zu ziehen, ohne gesehen zu werden. Es war unsere Absicht, uns, sobald das Licht des Tages sichtbar wurde, unter den Felsen bis zur folgenden Nacht zu verstecken.

Als der Morgen heraufzog, hielten wir in einer verborgenen Schlucht, während mehrere von uns den Hügel erkletterten, um zu beobachten. Wir konnten den Rauch über die fernen Dörfer aufsteigen sehen, aber wir waren in der Dunkelheit an ihnen vorübergegangen. Anstatt im Versteck zu bleiben, ritten wir durch eine große, mit Salbei und Kaktuspflanzen bewachsene Ebene weiter. Auf allen Seiten erhoben sich Berge. Sie stiegen direkt aus den Ebenen empor und zeigten die fantastischen Gestalten, welche sie in diesen Ebenen charakterisieren.

Ihre ungeheuren Klippenwände überschauten das öde nackte Tafelland in erhabener Stille. Die Ebenen selbst liefen bis an den Fuß der Klippen. Sicherlich waren sie einst vom Wasser ausgespült worden. Diese Ebenen waren einst das Bett eines alten Ozeans gewesen. Ich erinnerte mich der Theorie Seguins über die Binnenseen.

Kurz nach Sonnenaufgang führte uns der Weg, welchem wir folgten, an eine Indianerfurt. Hier setzten wir über den Strom, um ihn zu verlassen und uns nach Osten zu wenden. Wir ließen unsere Pferde im Wasser anhalten und gestatteten ihnen nach Belieben zu trinken.

Einige von den Jägern, die den Übrigen vorausgegangen waren, hatten die hohen Ufer erklettert. Wir wurden durch ihre ungewöhnlichen Rufe angezogen. Als wir in die Höhe blickten, bemerkten wir, dass mehrere von ihnen auf der Spitze des Hügels standen und mit aufgeregtem Wesen nach Norden deuteten. Konnten es Indianer sein?

»Was gibt es?«, schrie Seguin, als wir uns ihnen näherten.

»Ein Goldberg! Ein Goldberg!«, war die Antwort.

Wir spornten unsere Pferde heftig den Hügel hinauf. Als wir seinen Gipfel erreichten, bot sich unseren Blicken ein seltsames Schauspiel.

Fern im Norden schimmerte ein Gegenstand in der Sonne. Es war ein Berg, und an seinen Abhängen glitzerten die Felsen vom Fuß bis zum Gipfel in einem hellen Goldschein. Tausende von leuchtenden Pünktchen tanzten in den Sonnenstrahlen und blendeten das auf sie gerichtete Auge. War es ein Goldberg?

Die Leute waren vom höchsten Entzücken erfüllt. Dies war der Berg, von welchem sie so oft bei den Biwakfeuern gesprochen hatten. Wer von ihnen hatte nicht davon gehört? Gleichviel, ob er es glaubte oder nicht.

Es war also keine Fabel! Dort stand er vor ihnen in seinem brennenden Glanz!

Ich wendete mich zu Seguin um und blickte ihn an. Seine Stirn war gerunzelt, sein Gesicht trug einen besorgten Ausdruck. Er begriff die Täuschung, der Maricopa und Richter ebenfalls, und ich wusste auch, was sie zu bedeuten hatte. Ich hatte auf den ersten Blick die schimmernden Schuppen des Selenits erkannt.

Seguin sah, dass eine Schwierigkeit vor uns lag. Dieses Blendwerk lag weit außerhalb unserer Richtung, aber es war unverkennbar, dass nun weder Befehle noch Überredungen mehr beachtet werden würden. Die Leute waren entschlossen, zu ihm zu dringen. Mehrere von ihnen hatten bereits ihre Pferde darauf zu gelenkt und bewegten sich in jene Richtung.

Seguin befahl ihnen zurückzukommen. Es erfolgte ein stürmischer Wortwechsel – kurz eine Meuterei.

Vergebens wies Seguin auf die Notwendigkeit hin, zu der Stadt zu eilen, vergebens stellte er ihnen die Gefahr vor, von Dacomas Schar, welche sich auf unserer Fährte befand, eingeholt zu werden. Vergebens versicherte der Cocohäuptling, der Doktor und ich unseren ungebildeten Gefährten, dass das, was sie sahen, nur die glänzende Oberfläche eines wertlosen Felsens sei – die Leute waren halsstarrig. Der Anblick hatte sie in Verbindung mit ihren lang gehegten Hoffnungen berauscht. Sie hatten alle Vernunft verloren, sie waren toll!

»Nun vorwärts!«, rief Seguin mit einer verzweifelten Anstrengung, seinen Zorn zurückzuhalten, »vorwärts, Ihr Wahnsinnigen, und überzeugt Euch! Unser Leben wird vielleicht für Eure Torheit zu büßen haben.« Und hiermit lenkte er sein Pferd dem glänzenden Berg zu.

Die Leute ritten ihm unter lauten Freudenzurufen nach.

Gegen Abend erreichten wir den Fuß des Berges.

Die Jäger sprangen von ihren Pferden und kletterten zu den glänzenden Felsen hinauf. Sie erreichten sie, brachen sie mit ihren Tomahawks und Pistolenkolben ab und spalteten sie mit ihren Messern los. Sie rissen die Platten von Glimmer und glasigem Selenit herunter, sie warfen dieselben gedemütigt und ärgerlich nieder und kamen einzeln und mit Blicken der Enttäuschung auf die Ebene herab.

Kein Einziger von ihnen sagte ein Wort, als sie in ihre Sättel kletterten und mürrisch dem Anführer nachritten.

Wir hatten durch diese ziellose Reise einen Tag verloren, aber unser Trost lag in dem Glauben, dass unsere indianischen Verfolger sicher auf unserer Fährte denselben Umweg machen würden.

Unsere Richtung war jetzt südwestlich. Da wir aber nicht weit vom Ufer des Flusses eine Quelle fanden, übernachtete

ten wir an derselben.

Nach einem weiteren Tagesmarsch in südwestlicher Richtung erkannte Rube das Aussehen der Berge. Wir näherten uns der Hauptstadt der Navajo.

Jene Nacht lagerten wir uns an einem laufenden Gewässer – einem Arm des Prieto, welcher von Osten kam. Eine weite Öffnung zwischen zwei Klippen bezeichnete den Lauf eines Stroms über uns. Der Führer deutete auf eine Schlucht, als wir vorwärts zu unserem Halteplatz ritten.

»Was ist es, Rube?«, fragte Seguin.

»Seht Ihr die Schlucht vor uns?«

»Ja, was ist damit?«

»Dort ist die Stadt.«

Sechstes Kapitel

Navajoa

Es war gegen Abend des folgenden Tages, als wir an den Fuß der Sierra bei der Mündung des Canyons gelangten. Wir konnten dem Fluss nicht weiter folgen, da an seinem Bett kein Pfad hinlief. Es war notwendig, über den Bergrücken zu klettern, welcher die Südseite der Schlucht begrenzte. Unter den Zwergfichten führte ein deutlicher Weg dorthin, und wir ritten unserem Führer nach, den Berg hinauf.

Nachdem wir etwa eine Stunde lang auf einem furchtbaren Weg am Rand des Abgrunds hinaufgestiegen waren, gelangten wir auf die Spitze des Rückens und blickten nach Osten.

Wir hatten das Ziel unserer Reise erreicht. Die Stadt der Navajo lag vor uns!

»Voilà! Maria el Pueblo! Dort ist die Stadt! Hurra!«, riefen die Jäger.

»O Gott, endlich sind wir da!«, murmelte Seguin, mit einem eigentümlichen Gesichtsausdruck.» Gott sei gedankt! Halt, Kameraden, halt!«

Unsere Zügel wurden angezogen, und wir saßen auf unseren Pferden und blickten über die Ebene. Ein prächtiges Panorama, in jeder Hinsicht prächtig, lag vor uns, aber sein Interesse wurde durch die eigentümlichen Umstände, unter welchen wir es sahen, erhöht.

Wir waren am westlichen Ende eines Tals, welches wir in seiner ganzen Länge überschauten.

Es ist kein Tal, wenn es auch in der Sprache des spanischen Amerikas so genannt wird, sondern eine auf allen Seiten von Bergen eingeschlossene Ebene. Es ist von elliptischer Form und sein längster Diameter etwa zwölf Meilen lang. Der Kürzeste beträgt fünf bis sechs.

Es hat die Oberfläche einer Wiese und die völlig ebene Fläche wird von keinem Busch oder Hügel unterbrochen. Es sieht aus wie ein in einen Smaragd verwandelter ruhiger See.

Eine silberne helle Linie durchschneidet es in graziösen Kurven seiner Länge nach, es sind die Windungen eines kristallhellen Flusses.

Aber die Berge! Welche wild aussehenden Berge – besonders auf der Nordseite des Tals. Sie sind aus Granit, die Natur muss bei ihrer Geburt im Krieg gelegen haben. Schon ihr Anblick erinnert an die Zuckungen eines zerrissenen Planeten. Mächtige Felsen ragen über furchtbare Abgründe, ungeheures Geröll ruhte auf ihnen, als ob die Berührung einer Feder sie herabstürzen würde. Düstere Schlünde öffnen sich auf tiefe dunkle Defiléen, welche stumm und feierlich und

drohend da liegen.

Hier und da hängen verkrüppelte Bäume – Zedern und Pinien – horizontal heraus. Die unansehnlichen Zweige des Kaktus und das dunkle Laub des Kreosotbusches wachsen zusammen in den Felsenspalten und erhöhen ihren rauen, düsteren Charakter.

So sieht die Südwand des Tals aus.

Betrachtet die nördliche Sierra! Hier seht ihr den Kontrast – eine neue Geologie. Dem Auge begegnet kein einziger Granitfelsen, aber andere sind ebenso hoch aufgetürmt und schimmern in schneeiger Weiße. Es sind Berge aus Milchquarz. Sie bestehen aus einer Menge von nackten, glänzenden Spitzen – Klippen, die über tiefen baumlosen Schluchten hängen, und zum Himmel aufragenden Nadeln. Auch sie haben ihre Vegetation – eine Vegetation, welche die der Wüste zu sein scheint.

Die beiden Sierras scheinen am östlichen Ende des Tals gegeneinander zu laufen.

Wir sind auf dem Querrücken, welcher im Westen einschließt und von diesem Standpunkt aus betrachten wir das Bild.

Am östlichen Ende des Tals bemerken wir einen dunklen Hintergrund am Weg. Wir wissen, dass es ein Fichtenwald ist, sind aber in zu großer Entfernung, um die Bäume unterscheiden zu können.

Aus diesem Wald scheint der Fluss zukommen, und an seinen Ufern in der Nähe des Waldes bemerken wir eine Ansammlung von seltsamen pyramidalen Gebäuden. Es sind die Häuser – es ist die Stadt Navajoa.

Unsere Augen waren mit begierigen Blicken darauf gerichtet. Wir konnten die Umrisse der Häuser erkennen, obwohl sie beinahe zehn Meilen entfernt standen.

Es war eine fremdartige Architektur. Einige mit terrassenförmigen Dächern standen von den Übrigen getrennt und wir konnten sehen, dass über ihnen Fahnen wehten. Eines welches größer war, als die anderen, hatte das Aussehen eines Tempels. Es stand auf der offenen Ebene und mit dem Fernrohr entdeckten wir eine Menge Gestalten auf seiner Spitze – die Gestalten menschlicher Wesen.

Auf den Dächern und Zinnen der kleineren Häuser waren noch andere, und viele bewegten sich uns näher auf der Ebene. Sie trieben Herden von Tieren – Maultieren und Mustangs – vor sich her.

Einige waren an den Ufern des Flusses und andere konnten wir im Wasser umherplätschern sehen.

Mehrere Pferdeherden, deren gefleckte Seiten ihre Abstammung bewiesen, weideten ruhig auf der offenen Prärie.

Herden aus wilden Schwänen, Gänsen und Kranichen flogen am Ufer des Flusses auf und ab.

Die Sonne ging unter, die Berge waren bernsteinfarben gefärbt und die Quarzkristalle blitzten an den Winkeln der südlichen Sierra.

Es war eine Szene von stummer Schönheit.

Wie lange, dachte ich, wird es dauern, ehe ihr Schweigen durch die Töne der Verwüstung und der Zerstörung unterbrochen wird?

Wir blickten eine Zeit lang das Tal hinauf, ohne dass jemand seine Gedanken ausgesprochen hätte. Es war das Schweigen, welches dem Entschluss vorausgeht.

Im Geist meiner Gefährten waren verschiedenartige Empfindungen im Spiel – sowohl von verschiedener Art als auch von verschiedener Stärke. Der Raum zwischen ihnen war ebenso weit, wie der zwischen dem Himmel und der Hölle.

Einige von diesen Gefühlen waren heilige.

Viele blickten über die lange Wiese dahin und dachten

oder glaubten, dass sie in der Ferne einen geliebten Gegenstand – eine Gattin – eine Schwester – eine Tochter – oder vielleicht einen Gegenstand noch tieferer Neigung entdecken könnten. Nein, das war unmöglich! Niemand konnte hier tiefer bewegt sein, als derjenige, welcher sein Kind suchte. Die Vaterliebe war hier die stärkste Leidenschaft.

Ach, die Herzen der mich Umgebenden waren aber auch von anderen Gefühlen erfüllt – von düsteren sündigen Leidenschaften. Wilde Blicke waren auf die Stadt gerichtet. Einige davon verkündeten Rachegefühle, andere drückten den Wunsch der Plünderung aus und noch andere sprachen satanisch vom Mord!

Solche Worte waren auf unserer Reise täglich gesprochen worden. Man hatte gehört, wie die in ihren Goldträumen getäuschten Männer von den Preisen der Skalpe redeten!

Auf Seguins Befehl zogen sich die Jäger unter die Bäume zurück und traten zu einer hastigen Beratung zusammen.

Wie soll die Stadt genommen werden? Wir konnten uns ihr bei Tage nicht nähern, die Einwohner mussten uns bemerken, ehe wir herankamen und in den gegenüberliegenden Wald fliehen. Dies würde den ganzen Zweck unseres Unternehmens vereitelt haben.

Konnte nicht eine Abteilung zu dem östlichen Ende des Tals herumgehen und dies verhindern? Nicht über die Ebene selbst, denn die Berge ruhten auf ihrer Fläche, ohne dass Seitenpfade oder kleinere Hügel vorhanden gewesen wären. An einigen Stellen ragten ungeheure Klippen tausend Fuß direkt in die Höhe. Diese Idee wurde aufgegeben.

Konnten wir uns zu der südlichen Sierra wenden und durch den Wald selbst herumkommen? Dies würde uns dicht an die Häuser gebracht haben. Der Führer wurde gefragt und antwortete bestätigend. Aber dies konnte nur

durch einen Umweg von beinahe fünfzig Meilen bewirkt werden. Wir hatten keine Zeit zu einer solchen Reise, und der Gedanke wurde aufgegeben.

Wir mussten uns also der Stadt bei Nacht nähern. Dies war der einzige ausführbare Plan – wenigstens derjenige, welcher am meisten Aussicht auf das Gelingen hatte. Er wurde angenommen.

Es lag nicht in Seguins Absicht, einen nächtlichen Angriff zu unternehmen, sondern nur die Gebäude in einiger Entfernung zu umringen und bis zum Morgen im Hinterhalt zu bleiben.

Auf diese Weise musste allen der Rückzug abgeschnitten werden, und wir waren sicher, unsere Gefangenen bei Tag zu machen.

Die Leute warfen sich auf den Boden und erwarteten, mit den Zügeln in der Hand den Untergang der Sonne.

Siebtens Kapitel

Der Hinterhalt

Eine Stunde ging vorüber.

Der glänzende Lichtkörper sank hinter uns und der Quarzfelsen nahm eine dunkle Färbung an. Die einzelnen Strahlen der Dämmerung schwebten nur einen Augenblick über den kalkweißen Klippen und verschwanden sodann.

Wir stiegen in einer langen Reihe die Hügel hinab und gelangten auf die Ebene. Wir wandten uns zur Linken und hielten uns am Fuß des Gebirges. Die Felsen dienten uns als Orientierung.

Wir gingen vorsichtig vorwärts und tauschten unsere

Worte nur in Flüstertönen aus. Wir krochen um von oben herabgefallene Felsstücke, wir bogen um mehrere in die Ebene hinausschießende Ausläufer. Von Zeit zu Zeit hielten wir und berieten uns.

Nach einer Reise von zehn bis zwölf Meilen befanden wir uns der indianischen Stadt gegenüber. Wir waren nicht mehr als eine Meile von ihr entfernt. Wir konnten die auf der Ebene brennenden Feuer sehen und die Stimmen der sich um sie Bewegenden hören.

An dieser Stelle wurde die Schar geteilt. Ein kleines Detachement versteckte sich in einer Felsenschlucht. Dies waren diejenigen, welche den gefangenen Häuptling und die Maultiere bewachten. Die Übrigen bewegten sich von Rube geleitet, der sie um den Rand des Waldes vorwärts führte, und ließen hier und da ein Piquet von einigen Mann zurück.

Diese Abteilungen verbargen sich an ihren Posten, blieben schweigend liegen und warteten auf das Hornsignal, welches gegen Tagesanbruch gegeben werden sollte.

Die Nacht ging langsam und still vorüber. Die Feuer verlöschten allmählich und endlich war die Ebene von dem Dunkel einer mondlosen Mitternacht bedeckt.

Dunkle, Regen verkündende Wolken – in diesen Gegenden ein seltenes Phänomen – zogen über den Himmel. Der Schwan stieß seinen wilden Schrei aus. Der Kranich kreischte über dem Fluss und der Wolf heulte an den Säumen der schlafenden Stadt.

Die Stimme der Riesenfledermaus jammerte durch die Luft, man hörte das Flattern ihrer kolossalen Schwingen, wie sie auf die Cocuyos hinabschoss. Man hörte den Hufschlag auf der Ebene, das Knistern der weidenden Pferde und das Klappern ihres Gebissringes – denn die Pferde waren nicht abgezäumt worden.

Von Zeit zu Zeit murmelte ein müder Jäger im Schlaf und kämpfte in seinen Träumen mit dem furchtbaren Feind. So verging die Nacht – dies waren ihre Stimmen!

Sie hörten mit der Annäherung des Morgens auf. Der Wolf heulte nicht mehr, der Schwan und der blaue Kranich schwiegen. Der Nachtfalke hatte seinen gefräßigen Rachen gefüllt und ruhte auf der Bergfichte. Die Laternenträger wurden von den kälteren Morgenstunden in ihre Verstecke getrieben und die Pferde standen, nachdem sie das, was in ihrem Bereich wuchs, verzehrt hatten, schlafend da.

Ein graues Licht begann sich in das Tal zu schleichen, es flackerte an den Quarzfelsen auf. Es brachte eine kalte raue Luft mit, welche die Jäger weckte.

Allmählich standen sie auf; sie erhoben sich fröstelnd und nahmen ihre um die Schultern gewickelten Decken mit. Sie waren müde und sahen blass und verstört aus. Das Morgen-grau gab ihren staubigen Bärten und ungewaschenen Gesichtern eine gespenstische Färbung.

Nach Kurzem legten sie ihre Lassos zusammen und befestigten sie an die Ringe. Sie sahen nach ihren Flintensteinen und dem Pulver auf der Pfanne und schnallten ihre Gürtel fester an. Sie nahmen aus ihren Proviantssäcken Stücke gedörrten Fleisches und aßen dieselben roh. Sie standen zum Aufsitzen bereit bei ihren Pferden. Noch war es nicht Zeit.

Das Licht wurde im Tal stärker; der blaue Nebel, welcher die Nacht über auf den Felsen geschwebt hatte, stieg empor. Wir konnten die Stadt sehen, wir verfolgten die eigentümlichen Umriss der Häuser mit unseren Augen. Welche seltsamen Gebäude es waren!

Einige davon waren größer als andere – ein – zwei – drei – auch vier Stockwerke hoch. Ihre Form glich die einer Pyramide ohne Spitze. Ein jedes Stockwerk war kleiner als das

unter ihm liegende. Die Dächer der unteren dienten den oberen als Terrasse. Sie waren von einem weißlichen Gelb – der Farbe des Lehms, woraus man sie erbaut hatte. Sie besaßen kein Fenster, aber von außen führten in jedes Stockwerk Türen; von einer Terrasse zur anderen streckten sich an die Wand gelehnte Leitern. Auf den Dächern einiger waren Stangen mit Fähnchen. Dies waren die Dächer der vornehmsten Kriegshäuptlinge und großen Krieger der Nation.

Wir konnten den Tempel deutlich sehen. Seine Gestalt glich der der Häuser, aber er war höher und mit größeren Dimensionen. Auf seinem Dach erhob sich eine hohe Stange, an deren Spitze ein Panier mit einer seltsamen Figur flatterte.

Bei den Häusern sahen wir mit Maultieren und Mustangs – die Herden der Stadt – angefüllte Korralle.

Das Licht wurde stärker. Auf den Dächern erschienen Gestalten, die sich über die Terrassen bewegten. Es waren menschliche Gestalten in langen gestreiften Gewändern. Wir erkannten die Navajodecken mit ihren abwechselnden schwarzen und weißen Streifen.

Mit dem Fernrohr konnten wir diese Gestalten deutlicher sehen und ihre Gesichter unterscheiden. Ihr Haar hing locker über ihre Schultern und weit über ihren Rücken hinab.

Die meisten von ihnen waren Frauenzimmer – Mädchen und Weiber – auch viele Kinder waren dabei. Dann erblickten wir weißhaarige Männer, aber keine Krieger. Die Krieger waren abwesend.

Sie stiegen von einer Terrasse zu der anderen auf den Leitern herab. Sie gingen auf die Ebene hinaus und zündeten die Feuer wieder an. Einige trugen irdene Gefäße – Ollas – auf ihrem Kopf und gingen zu dem Fluss hinab. Sie holten Wasser. Diese waren beinahe nackt. Wir konnten ihren brau-

nen Körper und unbedeckte Brust sehen. Sie waren Sklaven.

»Seht, die Greise klettern auf das Dach des Tempels.«

Ihnen folgten Frauen und Kinder – Kinder, teils in weißen, teils in bunten Kostümen.

Es waren Mädchen und junge Burschen – die Kinder der Häuptlinge.

Mehr als hundert waren hinaufgestiegen; sie hatten das höchste Dach erreicht. Neben der Flagge stand ein Altar. Eine Rauchwolke stieg auf – wir sahen etwas leuchten – sie hatten auf dem Altar Feuer angezündet.

Horcht! Es erschallte ein Gesang und eine indianische Trommel wurde gerührt!

Die Töne hörten auf, und alle standen unbeweglich und dem Anschein nach schweigend nach Osten gewendet da.

Was bedeutete das?

Sie warteten auf das Erscheinen der Sonne. Diese Leute verehrten sie.

Die Jäger strengten neugierig ihre Augen an, um die Zeremonien zu beobachten.

Die höchste Zinne des Quarzberges glühte – es war der erste Strahl der Sonne!

Der Pik färbte sich weiter hinab gelb, andere Bergspitzen wurden von den glänzenden Strahlen getroffen. Sie hatten die Gesichter der Anbetenden berührt.

»Seht, da sind weiße Gesichter unter ihnen! Eins – zwei – viele weiße Gesichter, sowohl von Frauen als von Mädchen.«

»O Gott, gebe, dass es so sein möge!«, rief Seguin aus, indem er hastig das Fernrohr zusammenschob und das Horn an seine Lippen hob.

Einige wilde Töne schallten durch das Tal. Die Jäger hörten das Signal, sie kamen aus dem Wald und den Bergschluch-

ten hervor. Sie galoppierten über die Ebene, und breiteten sich dabei aus. Nach einigen Minuten hatten wir einen Kreisbogen beschrieben, dessen Enden bei der Stadt waren. Wir ritten auf die Mauern zu. Wir hatten die Maultiere und den gefangenen Häuptling, von einigen Leuten bewacht, in dem Defilé gelassen.

Die Töne des Zorns hatten die Aufmerksamkeit der Einwohner erregt. Sie standen eine Zeitlang verwundert und ungewiss da. Sie erblickten die deplizierte Linie, sie sahen die Reiter sich der Stadt nähern.

Konnte es ein scherzhafter Überfall irgendeines befreundeten Stammes sein? Nein! Die Stimme des Horns war den indianischen Ohren neu. Aber einige von ihnen hatten sie früher gehört und wussten, dass sie der Kriegsruf der Bleichgesichter war.

Eine Zeit lang behinderte sie die Bestürzung an jeder Bewegung, sie blickten auf uns, bis wir dicht bei ihnen waren. Dann sahen sie Bleichgesichter – fremdartige Rüstungsstücke und sonderbar aufgeäumte Pferde. Es war der weiße Feind! Sie liefen von einer Stelle zu der anderen – aus einer Straße in die andere! Diejenigen, welche Wasser holten, warfen ihre Ollas zu Boden und eilten schreiend und kreischend zu den Häusern. Sie erkletterten die Dächer und zogen die Leitern nach. Mehrere Weiber und Kinder wechselten Zurufo aus. Das Entsetzen lag auf allen Gesichtern, der Schrecken zeigte sich in jeder Bewegung.

Unterdessen hatte sich unsere Linie genähert, bis wir kaum noch zweihundert Schritt von den Mauern war.

Hier hielten wir einen Augenblick an. Zwanzig Mann wurden als äußere Wache zurückgelassen, die Übrigen ritten in einer Masse dem Anführer nach.

Achtes Kapitel

Adele

Wir gingen auf das große Gebäude zu, umringten es und machten halt. Die Greise waren immer noch auf dem Dach, wo sie sich an die Brustwehr hielten. Sie waren erschrocken und zitterten wie Kinder.

»Fürchtet uns nicht – wir sind Freunde!«, rief Seguin in einer mir fremdartigen Sprache, indem er ihnen Zeichen machte.

Seine Stimme wurde von dem noch immer andauernden Kreischen und Geschrei übertäubt.

Er wiederholte die Worte und gab das Zeichen auf nachdruckvolle Weise. Die alten Männer drängten sich an den Rand des Daches. Unter ihnen befand sich einer, der sich von ihnen unterschied. Sein schneeweißes Haar reichte bis unter den Gürtel, glänzende Zierraten hingen über seine Ohren und seine Brust herab. Er war in weiße Gewänder gekleidet. Er schien ein Häuptling zu sein, denn die Übrigen gehorchten ihm. Er gab ein Signal mit seinen Händen, und das Geschrei legte sich. Er trat an die Brüstung vor, als ob er uns anreden wollte.

»Amigos, Amigos!«, rief er in spanischer Sprache.

»Ja, ja, wir sind Freunde!«, erwiderte Seguin in derselben Sprache. »Fürchtet uns nicht. Wir kommen nicht, um euch zu beschädigen.«

»Warum solltet ihr uns beschädigen? Wir sind in Frieden mit den weißen Pueblos im Osten. Wir sind die Kinder Moctezumas, wir sind Navajo. Was wollt ihr von uns?«

»Wir kommen, um unsere Verwandten, eure weißen Gefangenen zu holen. Sie sind unsere Weiber und Töchter.«

»Weiße Gefangene? Ihr irrt euch in uns. Wir haben keine Gefangenen. Die, welche ihr sucht, sind unter den Nationen der Apachen im fernen Süden.«

»Nein, sie sind bei euch!«, antwortete Seguin, »ich habe sichere Nachricht, dass sie hier sind. Haltet uns daher nicht auf. Wir haben eine weite Reise gemacht, um sie zu holen und werden ohne sie nicht wieder gehen.«

Der alte Mann wendete sich zu seinen Gefährten. Sie sprachen mit leiser Stimme zusammen und wechselten Zeichen. Er wendete sich abermals zu Seguin um.

»Glaubt mir, Señor Häuptling«, sagte er nachdrücklich, »Ihr seid falsch berichtet worden. Wir haben keine weißen Gefangenen.«

»Pah, du verdammter alter Gauner!«, schrie Rube, indem er sich aus der Menge hervordrängte und seine Katzenfellmütze erhob. »Kennst du dieses Kind?«

Sein hautloser Kopf wurde den Indianern sichtbar. Sie ließen ein Besorgnis verkündendes Murmeln vernehmen. Der weißhaarige Häuptling schien außer Fassung zu sein. Er kannte die Geschichte jenes Skalps.

Auch durch die Reihe der Jäger lief ein Murmeln. Die Lüge erbitterte sie und von allen Seiten hörte man das Unheil verkündende Knacken der Büchsenhähne.

»Du hast gelogen, alter Mann«, rief Seguin, »wir wissen, dass ihr weiße Gefangene habt. Bringt sie zum Vorschein, wenn euch euer Leben lieb ist!«

»Schnell, zum Teufel!«, schrie Garey, indem er seine Büchse drohend erhob, »schnell oder ich färbe den Flachs auf deinem alten Schädel.«

»Geduld, Amigo! Ihr sollt unsere weißen Leute sehen – aber sie sind keine Gefangenen, sie sind die unseren – sie sind die Kinder Moctezumas.«

Der Indianer stieg in das dritte Stockwerk des Tempels hinab. Er trat in eine Tür und kehrte kurz danach mit fünf in das Navajokostüm gekleidete Frauenzimmer zurück. Sie waren Frauen und Mädchen, und wie man auf den ersten Blick erkannte, von der spanisch-mexikanischen Rasse.

Es gab aber Personen, die sie noch besser kannten. Drei von ihnen wurden von ebenso viel Jägern erkannt und erinnerten sich ihrerseits an dieselben. Die Mädchen stürzten bis an die Brüstung hervor, streckten ihre Arme aus und ließen Freudenrufe erschallen. Die Jäger riefen sie an.

»Pepe! – Rafaela – Jesusito!«

Und sie verbanden mit ihren Namen Ausdrücke der Liebkosung. Sie riefen ihnen zu, herabzukommen und deuteten auf die Leitern.

»Bajan niñas! Bajan aprisa! Bajan! (Kommt herab, liebe Mädchen, schnell! Schnell!)«

Die Leitern standen auf den oberen Terrassen. Die Mädchen konnten sie nicht bewegen. Ihre bisherigen Herren standen mit gerunzelter Stirn und schweigend neben ihnen.

»Legt Hand an!«, rief Garey, abermals mit seiner Büchse drohend, »legt Hand an, zum Teufel! Helft den Mädchen herab oder ich werfe ein Paar von euch herunter.«

»Legt Hand an! Legt Hand an!«, schrien andere zu gleicher Zeit.

Die Indianer legten die Leitern an, die Mädchen stiegen herab und sprangen im nächsten Augenblick in die Arme ihrer Freunde.

Zwei von ihnen waren oben geblieben – nur drei waren herabgekommen. Seguin war abgestiegen und überflog die oberen mit einem Blick. Keine von ihnen war der Gegenstand seiner Wünsche.

Er eilte, von mehreren seiner Leute gefolgt, die Leiter hi-

nauf und sprang von einer Terrasse zur anderen, bis zur dritten. Er drängte sich nach der Stelle, wo sich die beiden Mädchen befanden. Seine Mienen waren verstört, und sein Benehmen glich dem eines Rasenden. Sie schreckten bei seiner Annäherung zurück, denn sie verkannten seine Absicht – sie kreischten entsetzt.

Er durchbohrte sie mit seinem Blick. Die Instinkte des Vaters sind geschäftig, sie waren getäuscht worden – das eine von den Weibern war alt – zu alt – das andere sah sklavenähnlich und roh aus.

»Mein Gott, es ist unmöglich! Aber nein – nein – es ist unmöglich.«

Er beugte sich vor und ergriff das Mädchen, obwohl nicht unfreundlich, am Handgelenk. Ihr Ärmel wurde aufgerissen, und der Arm bis an die Schultern entblößt.

»Nein, nein!«, rief er von Neuem, »es ist nicht da – sie ist es nicht.«

Er wendete sich von ihnen ab und stürzte auf den alten Indianer zu, der, von dem Blitzen seines feurigen Auges erschreckt, zurückwich.

»Dies sind nicht alle«, rief er mit Donnerstimme, »es sind noch andere da! Bringe sie herbei, alter Mann, oder ich schleudere dich zu Boden!«

»Es sind außer diesen keine weißen Squaws da«, erwiderte der Indianer mit mürrischer und entschlossener Miene.

»Eine Lüge! – Lüge! Dein Leben bürgt dafür! Rube, tritt ihm entgegen.«

»Du verdammtes altes Stinktief! Dein weißes Haar wird nicht viel länger bleiben, wo es ist, wenn du sie nicht heraus gibst. Wo ist sie, die junge Königin?«

»Al Sur!« Der Indianer deutete nach Süden.

»O, mon dieu!«, rief Seguin in seiner Muttersprache und

mit einem Ton, welcher seinen tiefen Kummer ausdrückte.

»Glaubt ihm nicht, Cap'tain! Ich habe in meiner Zeit eine Menge von Indianern gesehen, aber ein lügenhafteres altes Ungeziefer wie dieses ist mir nie vor Augen gekommen. Ihr habt gehört, was er soeben über die anderen Mädchen gesagt hat.«

»Ja, es ist wahr ... er log ... aber sie ... sie könnte fort sein.«

»Gott bewahre! Die Lüge ist sein Handwerk! Er ist die große Medizin der Indianer und führt sie alle hinters Licht. Das Mädchen ist die Mysterienkönigin, wie sie es nennen. Sie weiß viel und hilft dem alten Weißling hier bei seinen Streichen und Opfern. Er möchte sie nicht verlieren. Ich bürgte dafür, dass sie hier in der Nähe ist; aber er hat sie versteckt, das ist gewiss.«

»Leute!«, rief Seguin, der an die Brüstung stürzte, »nehmt Leitern! Durchsucht alle Häuser! Bringt Alt und Jung herbei und führt sie auf die Ebene. Lasst keinen Winkel undurchsucht. Bringt mir mein Kind!«

Die Jäger stürzten zu den Leitern, sie bemächtigten sich derjenigen, welche im großen Gebäude standen, und hatten bald von anderen Besitz ergriffen. Sie liefen von einem zum anderen und zogen die jammernden Bewohner heraus.

In einigen von den Häusern waren indianische Männer – zurückgebliebene Krieger, Knaben und Stutzer.

Einige von ihnen leisteten Widerstand, sie wurden getötet, skalpiert und über die Brüstung geworfen.

Eine Menge von Mädchen und Weibern jedes Alters wurden unter Bewachung vor den Tempel geführt.

Seguins Auge war geschäftig; sein Herz voller Sehnsucht. Sobald eine neue Gruppe erschien, durchforschte er die Gesichter – vergebens. Viele von ihnen waren jung und hübsch, aber braun, wie das abgefallene Blatt – sie war noch nicht

herbeigebracht worden.

Ich sah die drei gefangenen Mexikanerinnen bei ihren Freunden stehen; sie müssten wissen, wo das Mädchen zu finden sein würde.

»Fragen Sie jene«, flüsterte ich dem Kapitän zu.

»Ha, Sie haben recht; daran hatte ich nicht gedacht! Kommen Sie mit mir, kommen Sie!«

Wir stiegen zusammen die Leiter hinab und näherten uns den befreiten Gefangenen. Seguin beschrieb hastig den Gegenstand seiner Nachforschungen.

»Es muss die Mysterienkönigin sein!«, sagte die eine.

»Ja!«, rief Seguin in bebender Angst, »sie ist es! Sie ist es: die Mysterienkönigin!«

»Dann ist sie hier!«, fügte eine andere hinzu.

»Wo? Wo?«, fragte der halb rasende Vater.

»Wo? Wo?«, wiederholten die Mädchen fragend gegeneinander.

»Ich habe sie heute früh – vor ganz kurzer Zeit gesehen – kurz, ehe Sie hereinkamen.«

»Ich habe gesehen, wie er sie wegzog«, fiel eine Zweite ein, nach dem alten Indianer deutend. »Er hat sie sicher versteckt.«

»Caval!«, rief eine andere, »vielleicht in der Estufa.«

»In der Estufa! Was ist das?«

»Wo das heilige Feuer brennt, wo der Alte seine Medizin macht.«

»Wo ist es? Führt mich hin.«

»Ay de mi! Wir wissen den Weg nicht, es ist ein geheimer Ort, wo Menschen verbrannt werden, ay de mi!«

»Und Señor, es ist in diesem Tempel irgendwo unter der Erde. Er weiß es. Außer ihm darf niemand herein! Carrai! Die Estufa ist ein furchtbarer Ort, wie die Leute sagen.«

Seguins Geist wurde von einer unbestimmten Idee, dass seine Tochter in Gefahr sein könne, durchzuckt.

Vielleicht wart sie bereits tot oder auf irgendeine entsetzliche Weise dem Tod nahe. Er bemerkte gleich uns den Ausdruck mürrischer Bosheit, welcher sich auf dem Gesicht des Medizinhäuptlings zeigte. Es war ein ganz indianischer Ausdruck – der der hartnäckigen Entschlossenheit, lieber zu sterben, als das aufzugeben, was zu behalten er sich vorgenommen hatte. Es war eine Miene dämonischer List – sie charakterisierte die Männer seines Berufes unter den Stämmen.

Von diesen Gedanken erfüllt, lief Seguin zu der Leiter und sprang, abermals von mehreren Mitgliedern der Schar gefolgt, zu dem Dach hinauf. Er eilte auf den lügnerischen Priester zu und erfasste ihn an seinem langen Haar.

»Führe mich zu ihr!«, rief er mit Donnerstimme, »führe mich zu der Königin! Zu der Mysterienkönigin! Sie ist meine Tochter!«

»Eure Tochter, die Mysterienkönigin?«, erwiderte der Indianer in zitternder Furcht für sein Leben, aber doch noch entschlossen, der Aufforderung zu widerstehen. »Nein weißer Mann, sie ist es nicht. Die Königin gehört uns an – sie ist die Tochter der Sonne, sie ist das Kind eines Navajohäuptlings.«

»Versuche mich nicht weiter, alter Schurke! Nicht weiter, sage ich! Sieh, wenn ein Haar auf ihrem Haupt gekrümmt worden ist, so sollen alle diese leiden. Ich werde kein lebendes Wesen in deiner Stadt zurücklassen. Geh voraus – bringe mich in die Estufa.«

»In die Estufa! In die Estufa!«, riefen mehrere Stimmen.

Starke Hände erfassten die Gewänder des Indianers und schlangen sich in sein wallendes Haar. Bereits rote und blut-

dampfende Messer wurden vor seinen Augen geschwungen. Er wurde vom Dach und die Leiter hinabgeschleppt.

Er hörte auf, Widerstand zu leisten, denn er sah, dass Widerstand tödlich war, und er geleitete, halb geschleppt und halb führend, die Jäger zum Erdgeschoss des Gebäudes.

Er trat in einen mit zottigen Büffelhäuten bedeckten Gang. Seguin folgte, ohne den Blick oder die Hand von ihm abzuwenden. Wir drängten uns beiden nach.

Wir stiegen durch finstere Gänge, durch ein verwickeltes Labyrinth hinab. Wir gelangten in ein großes trübe erleuchtetes Zimmer. Vor uns und um uns waren grausige Bilder – die mystischen Symbole einer schaurigen Religion.

Die Wände waren mit hässlichen Gestalten und Häuten von wilden Tieren behängt. Wir konnten das drohende Gesicht des grauen Bären, des weißen Büffels, des Vielfraßes, des Panthers und des gefräßigen Wolfes erkennen. Wir erblickten die Geweihe des Elen, die Hörner des wilden Schafes und des Bisons. Hier und da waren Götzenbilder von grotesken, monströsen Formen, die aus Holz und dem roten Tonstein der Wüste geschnitzt waren.

Eine Lampe flackerte mit schwachem Schein und auf einem Braser. In der Mitte des Zimmers brannte eine kleine blaue Flamme. Es war das heilige Feuer – das Feuer, welches seit Jahrhunderten zu Ehren Gott Quetzalcoatl gebrannt hatte.

Wir hielten uns nicht bei der Betrachtung dieser Gegenstände auf. Die Kohlendämpfe erstickten uns beinahe. Wir liefen nach allen Seiten, indem wir die Götzenbilder umwarfen und die geheiligten Häute in den Staub zogen.

Ungeheure Schlangen glitten über den Boden dahin und zischten um unsere Füße. Sie waren von dem ungewohnten Lärm gestört und erschreckt worden. Auch wir waren er-

schrocken – denn wir hörten das gefürchtete Rasseln der Viora!

Die Leute sprangen in die Höhe und schlugen mit ihren Büchsenkolben nach ihnen. Sie zertraten viele davon auf dem Steinpflaster.

Alles war Geschrei und Verwirrung. Wir wurden von den Kohlendämpfen beinahe erstickt.

Wo war Seguin! – Wohin war er gegangen?

Horcht! Man hörte ein Geschrei! Es war eine weibliche Stimme. Auch Männerstimmen waren es.

Wir stürmten auf den Ort zu, von welchem sie kamen. Wir schleuderten die Wände von herabhängenden Häuten hinweg; wir sahen den Anführer. Er hatte in seinen Armen ein weibliches Wesen – ein Mädchen! – ein schönes Mädchen – mit Gold und bunten Federn geschmückt.

Sie ließ bei unserm Eintritt ein lautes Geschrei vernehmen und rang mit ihm, um ihm zu entfliehen. Er hielt sie fest und hatte den hirschledernen Ärmel ihrer Tunika aufgerissen. Er blickte auf ihren bis an die Schultern entblößten, linken Arm.

»Sie ist es! Sie ist es!«, rief er mit vor Bewegung bebender Stimme. »O Gott, sie ist es – Adele! Adele! Kennst du mich nicht – mich, deinen Vater?«

Ihr Geschrei dauerte fort. Sie stieß ihn zurück, streckte ihren Arm gegen den Indianer aus und verlangte, dass er sie beschützen sollte.

Der Vater richtete rührende Flehensworte an sie. Sie achtete nicht auf ihn – sie kehrte ihr Gesicht von ihm ab und warf sich vor dem Priester nieder, dessen Knie sie umschlang.

»Sie kennt mich nicht! O Gott, mein Kind! Mein Kind!«

Seguin redete von Neuem in der indianischen Sprache, seine Töne waren bittend.

»Adele! Adele! – Ich bin dein Vater!«

»Du! – Wer seid Ihr, die weißen Männer sind unsere Feinde! Rührt mich nicht an! Hinweg, weiße Männer, hinweg!«

»Teure – teuerste Adele! – Stoße mich nicht zurück! – Mich, Deinen Vater – du erinnerst dich ...«

»Mein Vater! – Mein Vater war ein großer Häuptling, er ist tot! – Dies ist jetzt mein Vater – die Sonne ist mein Vater, ich bin eine Tochter Moctezumas. Ich bin die Königin der Nava-jo.«

Beim Ausstoßen dieser Worte schien eine Veränderung über ihren Geist zu kommen. Sie lag nicht mehr am Boden. Sie erhob sich, ihr Geschrei hatte aufgehört und sie stand stolz und entschlossen da.

»O Adele!«, fuhr Seguin noch eindringlicher fort, »sieh an! Schau her! Erinnerst du dich meiner nicht? Blicke in mein Gesicht – o Himmel! Hier sieh! Hier ist deine Mutter, Adele! Sieh, dies ist das Bild deiner Engelmutter! Blicke es an, o Adele!«

Seguin zog bei diesen Worten ein Miniaturbild aus seiner Brusttasche und hielt es dem Mädchen vor die Augen. Es fesselte ihre Aufmerksamkeit. Sie blickte darauf, ohne aber ein Zeichen des Erkennens zu geben. Für sie war es nur ein merkwürdiger Gegenstand.

Sein leidenschaftliches und flehendes Wesen schien ihr aufzufallen. Sie schien ihn mit Verwunderung zu betrachten, dennoch aber stieß sie ihn zurück. Offenbar kannte sie ihn nicht. Sie hatte jede Erinnerung an ihn und die ihren verloren. Sie hatte die Sprache ihrer Kindheit vergessen – sie hatte ihre Eltern, sie hatte alles vergessen.

*

Ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten, als ich in das

Gesicht meines Freundes – denn als solchen hatte ich ihn betrachten gelernt, – blickte. Er stand wie ein Mann, der eine tödliche Wunde erhalten hat, aber noch lebt, stumm und innerlich zerschmettert, in der Mitte der Gruppe. Sein Kopf war auf die Brust gesunken, seine Wange bleich und blutlos. Sein Auge schweifte mit einem Ausdruck des Blödsinns, welcher peinliche Gefühle in uns erregt, umher. Ich konnte mir den furchtbaren Kampf vorstellen, welcher in seinem Inneren wütete.

Er machte keinen weiteren Versuch, sich dem Mädchen zu nähern. Er stand einige Augenblicke in der gleichen Haltung da, ohne ein Wort zu sprechen.

»Bringt sie hinaus!«, murmelte er endlich mit dumpfer Stimme, »bringt sie hinaus, vielleicht ist Gott so barmherzig, ihr die Erinnerung wiederzugeben.«

Neuntes Kapitel

Der weiße Skalp

Wir schritten wieder durch das schaurige Gemach und gelangten endlich auf die untere Terrasse des Tempels.

Als ich an die Brüstung vortrat, erblickte ich unten eine Szene, welche mich mit Besorgnis erfüllte. Eine Wolke schien sich über mein Herz zu lagern.

Der Eindruck war ein plötzlicher und sein Grund für den Augenblick nicht zu bestimmen. Es war der Anblick des Blutes, welches ich sah – nein, das konnte es nicht sein. In der jüngsten Zeit war zu oft vor meinem Auge Blut vergossen worden, und ich hatte mich daran gewöhnt, es mutwillig vergießen zu sehen.

Zum Teil konnte es die Ursache davon sein, aber es waren noch andere Anblicke und Töne, welche kaum das Auge oder Ohr berührten, aber doch deutlich genug waren, um meinen Geist mit Furcht und Ahnungen des Unheils zu erfüllen. Die Luft war mit einer schlimmen Elektrizität geschwängert – nicht die natürliche, sondern die moralische Atmosphäre, welche durch die geheimnisvollen Kanäle, die noch kein Philosoph erforscht hat, zu mir drang. Blickt auf eure Erfahrungen zurück. Habt Ihr nicht oft gefühlt, dass Zorn oder andere schlimme Leidenschaften im Geist anderer Menschen existierten, ehe ihr es durch einen bestimmten Blick ein Wort oder eine Handlung gewahr werden konntet?

Wie das Wild den Orkan vorfühlt, wenn auch die Atmosphäre ruhig ist, so empfand ich instinktiv, dass sich eine düstere Szene näherte.

Vielleicht zog ich meine Schlüsse gerade aus der Ruhe, welche rings um mich herrschte. In der moralischen als auch in der Körperwelt gibt es eine Stille, welche dem Sturm vorangeht.

Vor dem Tempel waren die Frauen der Stadt – Mädchen, Weiber und Kinder – im Ganzen etwa zweihundert aufgestellt. Sie waren unterschiedlich gekleidet. Einige waren in ihre gestreiften Decken gehüllt, andere trugen Tilmas und Gewänder aus Hirschleder, die mit buntfarbiger Stickerei und mit Federn verziert waren. Einige besaßen die Kleidung des zivilisierten Lebens, den schweren Atlas, welcher von den Damen am Rio del Norte getragen worden war.

Die Falbeln, welche beim Tanz die Knöchel einer munteren Maja umflattert hatten.

Nicht wenige unter der Menge waren völlig nackt und hatten nicht einmal ein Feigenblatt zur Bedeckung ihrer Scham.

Sie waren sämtlich Indianer, aber von helleren oder dunk-

leren Schattierungen, sie wichen im Ausdruck des Gesichts ebenso sehr wie in der Farbe voneinander ab.

Einige waren alt, runzelig und roh anzusehen, aber viele von ihnen auch jung, von edlen Zügen und wahrhaft schön.

Sie waren in verschiedenen Attitüden gruppiert. Ihr Geschrei hatte aufgehört, aber sie murmelten in leisen klagenden Tönen untereinander.

Bei schärferer Betrachtung sah ich Blut an ihren Ohren herabrinnen. Es befleckte ihren Hals und träufelte von ihren Gewänder herab.

Ein Blick war hinreichend, um mir die Ursache davon zu verkünden – sie waren ihrer goldenen Ohrgehänge beraubt worden.

Um sie her standen die abgestiegenen Skalpjäger in Gruppen beisammen. Sie sprachen in Flüstertönen und mit leisem Murmeln. An ihren Gewändern zeigten sich Gegenstände, welche meinen Blick angezogen hatten, aus ihren Jagdtaschen und Proviantensäcken ragten eigentümliche Zierraten hervor, goldene Perlenschnüre hingen um ihren Hals und auf ihrer Brust herab. Es war der geraubte Schmuck der indianischen Mädchen.

Auf anderen Gegenständen ruhten meine Blicke, aber mit Gefühlen noch tieferen Schmerzes. Hinter den Gürteln vieler von ihnen staken frische, noch dampfende Skalpe – ihre Messerhefte und Finger waren rot, an ihren Händen klebte Blut – ihre Mienen waren düster.

Das Bild war ein schaudererregendes, und um seine furchtbare Wirkung zu erhöhen, rollten in diesem Augenblick schwarze Wolken über das Tal und hüllten die Berge in ihre dunklen Massen. Die Blitze zuckten zwischen den Gipfeln umher und ihnen folgten in kurzen Zwischenräumen betäubende Donnerschläge.

»Bringt die Maultiere herbei!«, schrie Seguin, als er mit seiner Tochter die Leiter herabstieg.

Es wurde ein Signal gegeben und kurz darauf kamen die Maultiere unter der Obhut der Arrieros reihenweise über die Ebene.

»Sucht alles gedörrte Fleisch in der Stadt zusammen. Packt es so schnell wie möglich auf!«

Vor den meisten Häusern hingen Tafajo-Girlanden an den Wänden, auch getrocknete Früchte und Gemüse, Chili, Kamawurzeln und mit Piniennüssen gefüllte Ledersäcke waren zu finden.

Das Fleisch war bald herbeigebracht und mehrere von den Leuten halfen den Arrieros beim Aufpacken desselben.

»Es wird schwerlich genug sein«, sagte Seguin.

»Hier Rube«, fuhr er zu dem alten Trapper gewendet fort, »suche die Gefangenen aus. Wir werden nicht mehr wie zwanzig mitnehmen können. Ihr kennt sie; wählt diejenigen, von denen am ehesten zu erwarten ist, dass sie zum Austausch locken können.«

Hiermit wendete sich der Anführer dem Atajo zu, wohin er seine Tochter führte, um sie auf eines von den Maultieren zu setzen.

Rube ging daran, dem ihm gegebenen Befehl zu befolgen. In Kurzem hatte er eine Anzahl von widerstandslosen Gefangenen zusammengebracht und sie von der Menge gesondert. Es waren meistens Mädchen und junge Burschen, deren Kleidung und Züge verrieten, dass sie zum Adel der Nation gehörten, dass sie Kinder von Häuptlingen und Kriegerern waren.

Dieses Verfahren wurde nicht mit Schweigen aufgenommen. Die Leute hatten sich zusammengestellt und begannen in lauter, meuterischer Sprache miteinander zu reden.

»Pah!«, rief Kirker, ein Bursche von brutalem Aussehen, »es sind hier für uns alle Weiber da, Jungs, warum sollte nicht jeder zulangen? Wahrhaftig!«

»Kirker hat recht«, entgegnete ein anderer, »ich muss eine Squaw haben, und ich bin entschlossen, mir eine zu nehmen oder zu bersten.«

»Aber wie wollt Ihr sie unterwegs ernähren? Wir haben nicht Fleisch genug, wenn wir für jeden eine nehmen.«

»Das Fleisch soll zum Teufel gehen«, rief der Zweite. »Wir können den del Norte in vier Tagen oder noch kürzerer Zeit erreichen. Wozu brauchen wir also so viel Fleisch?«

»Es ist Fleisch genug da«, meinte Kirker, »das ist nur ein Palaver vom Cap'tain. Wenn es alle ist, so können wir die Weiber zurücklassen und dasjenige von ihnen mitnehmen, was wir am Leichtesten fortschaffen können.«

Dies wurde mit einer bedeutungsvollen Gebärde und einer Grausamkeit des Ausdrucks gesagt, welche empörend auf mich wirkte.

»Nun, Jungs, was sagt Ihr?«

»Ich denke wie Kirker.«

»Ich auch!«

»Ich auch!«

»Ich auch!«

»Ich will keine Ratschläge geben«, fügte der Unmensch hinzu. »Ihr mögt alle tun, was ihr wollt; aber dieser Kerl hat keine Lust, mitten im Überfluss zu verhungern.«

»Und ganz recht, Kamerad, Ihr habt recht!«

»Nun, wer zuerst gesprochen hat, kann zuerst auslesen. Das ist das Gebirgsgesetz. Ich halte mich also zu dir, altes Mädchen. Willst du mitkommen?«

Hiermit ergriff er eine von den Indianerinnen, ein großes hübsches Weib, rau am Arm und begann es zum Atajo zu-

zuziehen.

Das Weib kreischte und leistete Widerstand. Es war entsetzt, nicht über das, was gesagt worden war, denn sie verstand es nicht, sondern von dem schändlichen Ausdruck, welchen sie deutlich auf dem Gesicht des Mannes erkannte.

»Willst du gleich deine Fleischfalle zumachen!«, schrie er, indem er sie immer zu den Maultieren zuzog. »Ich werde dich nicht fressen. Ich habe zu meiner Zeit eine Menge von Weibern gehabt, und bis jetzt noch keine von ihnen aufgezehrt. Pah! Sei nicht so furchtsam! Komm, steige hier auf; ha, Jupp!«

Und mit diesem Ausruf hob er das Weib auf eines von den Maultieren.

»Wenn du nicht stillsitzt, so binde ich dich, hörst du?« Er hielt ihr das Lasso vor und gab seinen Vorsatz durch Zeichen zu verstehen.

Darauf erfolgte eine entsetzliche Szene.

Ein Teil der Skalpjäger folgte dem Beispiel ihres schändlichen Kameraden. Ein jeder wählte das Mädchen oder Weib, welches ihm gefallen hatte, und begann sie zu dem Atajo zu schleppen. Die Frauenzimmer kreischten, die Männer schrien und fluchten und strebten nach derselben Beute, einem schöneren Mädchen, als die Übrigen. Die Folge davon war ein Streit. Man hörte Flüche und Ausrufungen. Es wurden Messer gezogen und Pistolen gespannt.

»Spielt Schrift oder Wappen um sie!«, rief einer.

»Ja, das ist billig. Schlage an!«, schrien mehrere.

Der Wink wurde angenommen und die Schöne wurde das Eigentum des Gewinners.

Nach wenigen Minuten trug fast jedes Maultier des Atajo ein indianisches Mädchen.

Einige von den Jägern hatten keinen Teil an diesem sabini-

schen Verfahren genommen. Einige missbilligten es – denn nicht alle waren schlecht – aus Menschlichkeitsgründen. Andere wollten sich nicht mit einer Squaw belästigen, sondern standen abseits und begrüßten die Szene mit wildem Lachen.

Während dieser ganzen Zeit war Seguin mit seiner Tochter auf der anderen Seite des Gebäudes gewesen. Er hatte sie auf eines von den Maultieren gesetzt und ihre Schultern mit seiner Serape bedeckt. Er traf alle Vorbereitungen zu ihrer Reise, welche ihm die zärtliche Fürsorge des Vaters eingab.

Der Lärm erregte endlich seine Aufmerksamkeit.

Er ließ sie unter der Obhut seiner Diener und eilte nach vorn.

»Kameraden!«, rief er, nachdem er einen Blick auf die Gefangenen auf den Maultieren geworfen und sogleich alles, was vorgegangen war, begriffen hatte. »Es sind ihrer hier zu viele. Sind das diejenigen, welche Ihr ausgewählt habt?«

Diese Frage wurde an den Trapper Rube gerichtet.

»Nein!«, antwortete der Letztere, »das sind sie!« Und er deutete dabei auf die von ihm Ausgelesenen.

»Nun, so lasst jene absteigen und setzt die von euch Gewählten auf die Maultiere. Wir müssen durch eine Wüste ziehen und wir werden kaum in dieser Zahl hindurchkommen können.«

Er begann, ohne, wie es schien, die finsternen Blicke seiner Leute zu bemerken, in Gesellschaft Rubes und mehrerer anderer den von ihm ausgegangenen Befehl auszuführen.

Die Entrüstung der Jäger zeigte sich jetzt in offener Meuterei. Es wurden wilde Blicke gewechselt und laute Drohungen ausgestoßen.

»Bei Gott!« rief der eine, »ich will entweder mein Mädchen oder ihren Skalp haben.«

»Vaya!«, rief ein anderer in spanischer Sprache, »warum wollen wir eine von ihnen mitnehmen. Sie sind am Ende noch nicht der Mühe wert. Keine Einzige ist so viel wert wie ihr Skalp.«

»Nun, so nehmt die Skalpe und lasst die Dirnen hier!«, schlug ein Dritter vor.

»Das sage ich auch!«

»Ich auch!«

»Ich stimme mit Euch, Ihr alten Gäule!«

»Kameraden«, sagte Seguin, zu den Meuterern gewendet, im sanftesten Tone, »erinnert Euch Eurer Versprechen! Zählt die Gefangenen, wie wir es ausgemacht haben. Ich büрге für die Bezahlung aller.«

»Könnt Ihr sie jetzt bezahlen?«, fragte einer.

»Ihr wisst selbst, dass das unmöglich sein würde.«

»Bezahlt jetzt für sie! Bezahlt jetzt!«, schrien mehrere.

»Geld oder Skalpe, sage ich.«

»Carajo! Woher soll der Cap'tain, wenn wir nach Paso kommen, das Geld eher hernehmen als hier? Er ist weder ein Jude noch ein Bankier, und wenn er so reich geworden wäre, so würde es eine Neuigkeit für mich sein. Woher soll das Geld kommen?«

»Nicht von dem Cabildo, wenn der Skalp nicht eingeliefert wird. Dafür büрге ich.«

»Sehr wahr, José, sie werden weder ihm noch uns Geld geben und wir können es selbst holen, wenn wir die Skalpe aufweisen – das können wir!«

»Pah! Was kümmert er sich um uns, seit er seinen Wunsch erlangt hat?«

»Keinen Heller! Er hat uns nicht an den Prieto gehen lassen, wo wir das Gold scheffelweise hätten holen können.«

»Jetzt verlangt er, dass wir auch diese Aussicht wegwerfen

sollen. Wir würden verdammte Narren sein, wenn wir es täten, das sage ich!«

Es fiel mir in diesem Augenblick ein, dass ich mich vielleicht mit Erfolg würde einmischen können. Die Meuterer schienen weiter nichts zu verlangen als Geld. Wenigstens war es die Beschwerde, welche sie vorschützten und um nicht von dem furchtbaren Drama Zeuge zu werden, welches der Aufführung nahe zu sein schien, würde ich gern mein ganzes Vermögen aufgeopfert haben.

»Leute!«, rief ich, indem ich meine Stimme so anstrengte, dass sie den Lärm übertäubte, »wenn Ihr es der Mühe für wert erachtet, auf meine Worte zu hören, so will ich euch etwas sagen. Ich habe mit der letzten Karawane eine Ladung Waren nach Chihuahua geschickt. Wenn wir nach El Paso kommen, so werden die Händler zurückgekehrt sein und ich doppelt so viel, wie ihr verlangt, besitzen. Wenn ihr mein Versprechen annehmen wollt, so werde ich dafür sorgen, dass ihr bezahlt werdet.«

»Pah, das klingt schon recht gut. Was wissen wir aber von Euch oder Euren Waren?«

»Vaya! Ein Vogel in der Hand ist mehr wert, als zwei auf dem Dach.«

»Er ist ein Krämer, wer wird sich auf sein Wort verlassen!«

»Zum Teufel mit seinen Waren! Skalpe oder Geld! Geld oder Skalpe! Das ist der Rat dieses Kerls, und wenn ihr ihn nicht annehmt, Jungs, so könnt ihr es lassen. Aber es ist die ganze Bezahlung, die ihr je in eure Klauen bekommen werdet.«

Die Leute hatten Blut gekostet und dürsteten gleich dem Tiger nach mehr. Auf allen Seiten sah man blitzende Augen und die Gesichter einiger von ihnen zeigte eine tierische Wildheit, welche einen hässlichen Anblick darbot. Die Räu-

berbandendisziplin, welche bisher geherrscht hatte, schien völlig entschwunden zu sein und der Gewalt des Anführers Trotz geboten zu werden.

Auf der anderen Seite standen die Weiber aneinandergeschmiegt und vor Furcht zitternd. Sie konnten die meuterische Sprache nicht verstehen, sahen aber drohende Haltungen und zornige Gesichter. Sie sahen, wie Messer gezogen und hörten, wie Büchsen und Pistolen gespannt wurden. Sie wussten, dass Gefahr drohte, und kauerten sich jammernd nieder.

Bis zu diesem Augenblick hatte Seguin fortwährend Anweisungen für das Fortbringen seiner Gefangenen gegeben. Sein Benehmen war noch eben so seltsam zerstreut, wie seit der Szene des Wiedersehens seiner Tochter! Diese an seinem Herzen nagende größere Sorge schien ihn für das, was vorging, unempfindlich zu machen.

Es war nicht so.

Als Kirker geendet hatte – denn er war derjenige gewesen, welcher zuletzt gesprochen hatte, trat eine blitzschnelle Veränderung in Seguins Wesen ein. Er erhob sich plötzlich aus seiner gleichgültigen Haltung und trat vor die Meuterer.

»Wagt es, eure Schwüre zu entehren!«, rief er mit Donnerstimme. »Beim ewigen Gott! Der Erste, welcher ein Messer oder eine Büchse entehrt, wird augenblicklich des Todes sein!«

Es entstand eine Pause und ein Augenblick tiefer Stille.

»Ich hatte ein Gelübde getan«, fuhr er fort, »wenn es Gott gefallen sollte, mir mein Kind wiederzugeben, diese Hand nicht mehr mit Blut zu beflecken. Wenn mich irgendeiner zwingt, dieses Gelübde zu brechen, so schwöre ich zum Himmel, dass sein Blut das erste sein soll, welches sie befleckt.«

Durch die Menge lief ein düsteres Murmeln, aber keine Antwort wurde gehört.

»Du bist bei all deinem Lärmen doch nur ein feiger Polton«, fuhr er fort, indem er sich zu Kirker umwendete und ihm ins Auge blickte. »Stecke das Messer ein! Schnell! Oder so wahr ein Gott im Himmel lebt, sende ich diese Kugel durch dein schändliches Herz.«

Seguin hatte eine Pistole gezogen und stand in einer Haltung da, welche verkündete, dass er seine Drohung ausführen würde. Seine Gestalt schien größer geworden zu sein. Sein rollendes Auge blitzte und der Mann erbebte von seinem Blick. Er sah darin den Tod, wenn er ungehorsam sein sollte. Mit einem mürrischen Gemurmel fingerte er mechanisch an seinem Gürtel umher und steckte die Waffe wieder in ihre Scheide.

Die Meuterei war aber noch nicht unterdrückt. Es gab unter den Aufrührern mehrere, die nicht so leicht zu besiegen waren. Noch immer wurden wilde Rufe gehört und die Meuterer begannen, einander von Neuem mit ihrem Geschrei zu ermutigen.

Ich hatte mich mit gespannten Revolvern neben den Anführer gestellt, um ihm, wenn es nötig werden sollte, bis zum Tod beizustehen.

Mehrere andere, unter denen sich Rube, Garey, Sanchez der Stierkämpfer und der Maricopa befanden, hatten dasselbe getan.

Die feindlichen Parteien waren einander beinahe gleich, und wenn wir gekämpft hätten, würde ein furchtbares Gemetzel entstanden sein; aber in diesem Augenblick erschien ein Gegenstand, welcher den Groll aller erstickte. Es war der gemeinschaftliche Feind.

Fern am westlichen Rand des Tals konnten wir Hunderte von dunklen Gestalten über die Ebene kommen sehen. Sie waren noch in weiter Entfernung, aber das geübte Auge der Jäger erkannte sie auf den ersten Blick. Es waren Reiter – es waren Indianer – es waren unsere Verfolger – die Navajo.

Sie ritten in vollem Galopp und hatten sich über die Prärie ausgedehnt, wie Jagdhunde. Sie mussten in ganz Kurzem über uns sein.

»Dort!«, rief Seguin, »dort sind Skalpe genug, um euch zu befriedigen. Zuerst wollen wir aber für unsere eigenen sorgen. Kommt auf eure Pferde! Vorwärts mit dem Atajo! Ich werde in Paso mein Wort gegen euch halten. Sitzt auf, wackere Burschen! Sitzt auf!«

Die letzten Worte wurden in versöhnlichem Ton gesprochen; aber es bedurfte derselben nicht, um die Bewegungen der Jäger zu beschleunigen. Sie kannten ihre Gefahr nur zu gut.

Sie hätten unter den Häusern den Angriff abwehren können; aber es würde nur bis zur Rückkehr des Hauptstammes gedauert haben, und sie wussten, dass sie dann sämtlich das Leben hätten verlieren müssen. Sich in der Stadt zu halten, würde Wahnsinn gewesen sein, und sie konnten natürlich nicht daran denken.

Wir waren augenblicklich in unseren Sätteln und der Atajo, mit den Gefangenen und Mundvorräten, wurde dem Wald zugetrieben.

Wir beabsichtigten, durch die östliche Schlucht zu gehen, da uns der Rückzug auf dem anderen Weg jetzt von den herannahenden Reitern abgeschnitten wurde.

Seguin hatte sich an die Spitze gestellt und führte das

Maultier, auf welchem seine Tochter saß, die Übrigen folgten ihm ungeordnet über die Ebene.

Ich war einer von den Letzten, welche die Stadt verließen. Ich hatte mich absichtlich im Hintertreffen gehalten, da ich eine Schandtät fürchtete und entschlossen war, sie womöglich zu verhindern.

Endlich, dachte ich, *sind sie alle fort*. Ich gab meinem Pferd die Sporen und galoppierte den meinen nach.

Als ich mich etwa hundert Schritt von den Mauern entfernt hatte, ertönte hinter mir ein laut gellendes Geschrei.

Ich hielt mein Pferd an, wendete mich im Sattel um und blickte besorgt zurück.

Ein zweites wildes wütendes Geschrei deutete mir den Punkt an, woher das erste gekommen war.

Auf dem höchsten Dach des Tempels rangen zwei Männer miteinander. Ich erkannte sie auf den ersten Blick und wusste, dass es ein Kampf auf Leben und Tod war. Den einen erkannte ich an dem wallenden weißen Haar als den Medizinhäuptling. Die spärlichen Kleidungsstücke – die nackten Knöchel – die eng anschließende Mütze, ließen mich leicht seinen Gegner unterscheiden. Es war der ohrenlose Trapper.

Der Kampf dauerte nur kurze Zeit. Ich hatte seinen Anfang nicht gesehen, wurde aber bald ein Zeuge seiner Entwicklung. Als ich mich umwendete, hatte der Trapper seinen Gegner bis an die Brustwehr gezogen und beugte ihn mit seinen langen, muskulösen Armen über den Rand derselben. In der anderen Hand schwang er sein langes Messer.

Ich sah ein schnelles Blitzen, als die Klinge herabgestoßen wurde. Ein roter Blutstrom sprudelte über die Gewänder des Indianers, seine Arme sanken herab. Sein Körper hing über das Mauerwerk, schwankte einen Augenblick und fiel dann mit einem dumpfen Schall auf die untere Terrasse.

Derselbe wilde Schrei erschallte von Neuem in mein Ohr und der Jäger verschwand vom Dach.

Ich wendete mich um und ritt weiter.

Ich wusste, dass es der Abschluss einer alten Rechnung, die Erfüllung eines furchtbaren Racheschwurs gewesen war.

Hinter mir erschallte Hufschlag und ein Jäger ritt zu mir heran.

Ohne den Kopf umzuwenden, wusste ich, dass es der Trapper war.

»Ein ehrlicher Tausch ist kein Diebstahl«, sagte er, »das Haar ist hübsch. Pah! Es wird das meine weder flicken noch zu ihm passen, aber es erleichtert mir das Herz.«

Von diesen Worten verblüfft, wendete ich mich um und suchte ihre Bedeutung zu ergründen. Meinen Augen bot sich ein eigentümlicher Anblick. An dem Gürtel des Jägers hing ein Gegenstand, welcher aussah, wie eine Strähne schneeweißen Flachs; – aber das war es nicht. Es war Haar – es war ein Skalp!

Über die silbernen Fäden rannen Blutstropfen herab und quer über sie lief, beinahe in der Mitte, ein breiter, roter Streifen – es war die Färbung, welche das Messer des Trappers beim Abwischen zurückgelassen hatte.

Zehntes Kapitel

Das Gefecht am Canyon

Wir drangen in den Wald und folgten dem indianischen Weg stromaufwärts. Wir eilten dahin, so schnell sich der Atajo treiben ließ. Ein kurzer Trab über eine fünf Meilen breite Strecke brachte uns an das östliche Ende des Tals. Hier

näherte sich die Sierra dem Fluss und bildete einen Canyon. Es war eine finstere Schlucht, welche der durch die wir vom Westen hereingekommen ähnlich war, aber noch furchtbarer aussah.

Sie wich besonders darin von der Ersteren ab, dass zu beiden Seiten kein Weg über die Berge führte. Das Tal war von steilen Klippen umschlossen und der Pfad lief durch den Canyon – am Bett des Flusses hinauf. Der Letztere war seicht. Bei starken Regengüssen wurde er zu einem Strom und dann war das Tal von Osten her unzugänglich, aber dies kam in jenen regenlosen Gegenden nur selten vor.

Wir betraten den Canyon ohne Halt zu machen und galoppierten über die Geröllsteine und mächtigen Felsstücke, die in seinem Bett lagen. Hoch über uns ragten die steilen Klippen tausende Fuß empor. Große Felsen neigten sich über das Wasser, alte Fichten mit spitzen Nadeln hingen in den Felspalten wurzelnd herab, gestaltlose Massen aus Kaktus und Mezcalpflanzen krochen über die Klippen dahin und erhöhten die Wildheit der Szenerie durch ihre malerischen, aber düsteren Formationen.

In dem Pass war es durch den Schatten der überhängenden Massen dunkel, aber jetzt noch dunkler als gewöhnlich, da die Klippen über unseren Köpfen von schwarzen Gewitterwolken umhüllt wurden. Durch diese zuckten in kurzen Zwischenräumen die Blitze und spiegelten sich im Wasser zu unseren Füßen wider. Der Donner rollte in kurzen scharfen Stößen über die Schlucht, bisher aber regnete es noch nicht.

Wir plätscherten hastig dem Führer nach durch den seichten Fluss. Es gab gefährvolle Stellen darin, wo das Wasser mit einer Heftigkeit, welche unsere Pferde beinahe niederwarf, um Felsenvorsprünge brauste, aber wir hatten keine

Wahl und kletterten, unsere Tiere mit Stimme und Sporn antreibend, weiter.

Nachdem wir einige hundert Schritt weitergekommen waren, erreichten wir die Höhe des Canyons und kletterten am Ufer heraus.

»Nun, Cap'tain«, rief der Führer, indem er anhielt und zu dem Eingang deutete, »hier ist der beste Ort zur Verteidigung. Wir können sie zurückhalten, bis sie der Sache müde werden. Das ist es, was wir zu tun vermögen.«

»Ihr wisst gewiss, dass außer diesem kein anderer Pass herausführt?«

»Keine Ritze, durch die eine Katze entwischen könnte, das heißt, wenn sie nicht um die andere gehen, aber dadurch würden sie auch, meiner Berechnung nach, einen Umweg von zwei Tagen machen.«

»Nun, so wollen wir diese Stelle verteidigen.

»Steigt ab Leute! Werft euch hinter die Felsen.«

»Wenn Ihr meinem Rat gehorchen wolltet, Cap'tain, so würde ich die Maultiere und Weiber mit einigen Männern zur Bewachung, diejenigen, welche die schlechtesten Pferde reiten, voraussenden. Wenn wir einmal gehen, wird es Nase an Schwanz heißen und wenn sie jetzt aufbrechen, so seht Ihr, dass wir sie leicht auf der anderen Seite der Prärie einholen können.«

»Ihr habt recht, Rube. Wir können nicht lange hierbleiben. Die Mundvorräte werden uns ausgehen. Sie müssen sich voraus begeben. Denkt Ihr, dass jener Berg weit von der Linie unseres Marsches liegt?«

Seguin deutete bei diesen Worten auf einen schneebedeckten Gipfel, welcher im fernen Osten über die Ebene herausragte.

»Der Weg, welchen wir einschlagen müssen, wenn wir

über das alte Bergwerk gehen wollen, führt dicht daran vorbei, Cap'tain. Südlich von jenem Schneegipfel ist ein Pass – es ist der Weg, auf dem ich selbst einmal entwischt bin.«

»Nun gut! Die Vorausgehenden können den Berg zum Führer nehmen. Ich will sie sofort abgehen lassen.«

Etwa zwanzig Mann, welche die schlechtesten Pferde ritten, wurden unter der Bande ausgewählt. Diese machten sich mit dem Atajo und den Gefangenen augenblicklich auf den Weg und ritten auf den Schneeberg zu.

El Sol ging, mit der Aufsicht über Dacoma und die Tochter unseres Anführers betraut, mit dieser Abteilung. Die Übrigen schickten sich an, den Pass zu verteidigen.

Unsere Pferde wurden in einer Senke angebunden und wir stellten uns an einem Punkt auf, von wo wir die Mündung des Canyons mit unseren Büchsen bequem beherrschen konnten.

Wir warteten schweigend auf den herannahenden Feind. Bis jetzt war noch kein Kriegsruf zu uns gedrungen, aber wir wussten, dass unsere Verfolger nicht weit entfernt sein konnten, knieten hinter die Felsen und spähten angestrengt die dunkle Schlucht hinab.

Es ist schwer, mit der Feder eine Idee von unserer Stellung zu geben. Der Punkt, welchen wir zur Verteidigung ausgewählt hatten, war in seiner Art einzig, aber nicht leicht zu beschreiben.

Es ist nötig, etwas von seinem eigentümlichen Charakter zu wissen, um das, was jetzt erfolgte, zu begreifen.

Der Fluss strömt, nachdem er sich eine Strecke weit in einem seichten steinigen Bett dahin gewunden hatte, durch eine mächtige Tür artige Spalte zwischen zwei Riesenportalen in den Canyon. Eines von diesen war das steile Ende des Granitgebirges – das andere eine abgelöste Masse von ge-

schichteten Felsen.

Unter diesem Tor wurde das Flussbett auf eine Strecke von etwa hundert Schritt lang breiter und hier war der Boden mit losen Steinen und Treibholzbalken bedeckt.

Noch weiter hinab näherten sich die Klippen einander so, dass nur zwei Reiter nebeneinander zwischen ihnen hindurchkommen konnten. Jenseits dieser Stelle wurde der Kanal abermals breiter und das Flussbett war mit mächtigen, von den Bergen herabgefallenen Felsstücken angefüllt.

Die Stelle, welche wir einnahmen, war zwischen dem Felsen und dem Treibholz innerhalb des Canyons und unterhalb der großen Spalte, welche seine Mündung bildete. Wir hatten die Position notgedrungen wählen müssen, da an diesem Punkt das Ufer abschüssig war und einen Ausweg zum offenen Land darbot, auf welchem uns unsere Verfolger in die Flanke kommen konnten, wenn wir ihnen erlaubten, so weit heraufzudringen. Es war daher nötig, dies zu verhindern und wir stellten uns so auf, dass wir die untere oder zweite schmale Stelle des Kanals verteidigten.

Wir wussten, dass unterhalb dieses Punktes steile Klippen das Flussbett auf beiden Seiten ummauerten, sodass es ihnen unmöglich sein würde, heraufzusteigen. Wenn wir sie abhalten konnten, einen Sturm auf das beengte Ufer zu unternehmen, so verhinderten wir sie an jedem weiteren Vordringen.

Sie konnten unserer Stellung nur dadurch in die Flanke kommen, dass sie in das Tal zurücktritten und sich zu dem westlichen Ende, eine Strecke von wenigstens fünfzig Meilen begaben.

Jedenfalls waren wir imstande, sie im Schach zu halten, bis der Atajo weit voraus gekommen war. Dann beabsichtigten wir, uns auf unsere Pferde zu verlassen und ihn in der Nacht

einzuholen. Wir wussten, dass wir endlich doch die Verteidigung aufgeben mussten, da der Mangel an Mundvorräten uns nicht gestatten würde, uns längere Zeit zu halten.

Wir hatten uns auf Befehl unseres Anführers zwischen den Felsen niedergeworfen. Der Donner rollte jetzt über unseren Häuptern und hallte in dem Canyon wider. Schwarze Wolken zogen von blendenden Blitzen zerspalten und zerrissen über die Klippen dahin, große Tropfen, welche bis jetzt aber noch dünn fielen, schlugen auf die Steine nieder.

Wie mir Seguin gesagt hatte, sind Regen, Donner und Blitz seltene Erscheinungen in dieser Gegend, wenn sie aber einmal vorkommen, so geschieht es mit der Heftigkeit, welche die Stürme der Tropenländer charakterisiert. Die Elemente, welche ihrem gewohnten Zügel entronnen sind, wüten in einem wilden Krieg. Die lange angesammelte Elektrizität, welche plötzlich aus ihrem Gleichgewicht gehoben ist, scheint sich an der Verwüstung zu ergötzen und zerreißt die Harmonie der Natur.

Das Auge des Geognosten konnte sich bei einem Blick auf die Oberfläche dieser Hochebenen nicht im Charakter ihrer Atmosphäre täuschen. Die furchtbaren Canyons, die tiefen Barrancas, die zerrissenen Ufer der Felsen und die durch den Lehm geschnittenen Kanäle der Arroyos – kurz, alles verkündet, dass wir uns in einem Land plötzlicher Fluten befinden.

Fern im Osten, in der Nähe der Quelle des Flusses, konnten wir sehen, dass der Sturm im vollen Grimm wütete. Die Berge waren in jener Richtung hin unsichtbar geworden, dicke Regenwolken senkten sich auf sie herab und wir konnten das Geräusch des niederfallenden Wassers hören. Wir wussten, dass es bald bei uns sein würde.

»Ich möchte wissen, was sie zurückhält?«, fragte einer.

Unsere Verfolger hatten Zeit gehabt, heranzukommen; die Verzögerung war unerwartet.

»Gott weiß es«, antwortete ein anderer, »wahrscheinlich werden sie die Stadt erst frisch anstreichen wollen.«

»Ich glaube eher, dass ihr Anstrich abgespült werden wird«, erwiderte ein Dritter. »Seht nach dem Pulver auf Euren Pfannen, Gäule; das ist mein Rat.«

»Bei Gott; es wird in Strömen herunterkommen!«

»Das wäre eben recht, Jungs – Hurra!«, rief der alte Rube.

»Warum? Wollt Ihr Euch ersäufen lassen, Old Nag?«

»Das ist es gerade, was dieses Kind verlangt.«

»Nun, es ist mehr, als ich wünsche – ich möchte wissen, weshalb Ihr so nass werden wollt. Wünscht Ihr Eurem alten Kadaver das Fieber?«

»Wenn es zwei Stunden lang regnet«, fuhr Rube fort, ohne die letzte Frage zu beachten, »so brauchen wir nicht hier zu bleiben, seht Ihr?«

»Warum nicht, Rube?«, fragte Seguin aufmerksam.

»Warum, Cap'tain?«, entgegnete der Führer, »ich habe den geringsten Regenschauer diesen Creek so groß machen sehen, dass Ihr keine Lust haben würdet, hindurchzuwaten. Hurra, es kommt sicher genug! Hurra! Es kommt!«

Als der Trapper diesen Ruf ausstieß, kam eine mächtige, schwarze Wolke von Osten herangerollt, bis ihre schwarzen Riesenschwingen eine Decke über das Defilé bildeten. Sie war mit Elektrizität gefüllt und der Donner brach von Zeit zu Zeit in lauten Explosionen aus, wenn die roten Blitzstrahlen zischend hindurchzuckten.

Aus dieser Wolke fiel der Regen nicht in Tropfen – sondern, wie es der alte Jäger vorausgesagt hatte, – in Strömen.

Die Leute warfen hastig die Säume ihrer Jagdhemden über ihre Flintenschlösser und blieben schweigend, vom Sturm

gepeitscht, liegen.

Jetzt erregte ein anderer Ton unsere Aufmerksamkeit. Er glich dem anhaltenden Lärm einer Wagenreihe, welche über einen steinigen Weg dahinzieht.

Es war der Schall von Hufschlägen in dem steinigen Bett des Canyons, es waren die Hufschläge der nahenden Navajo.

Plötzlich hörte das Geräusch auf – zu welchem Zweck? Vielleicht, um zu beobachten?

Diese Vermutung erwies sich als richtig, denn nach wenigen Augenblicken zeigte sich ein kleiner roter Gegenstand über einem entfernten Felsen. Es war die Stirn eines Indianers mit ihrer Zinnoberbemalung.

Er war zu weit von uns, als dass eine Büchse hätte bis zu ihm tragen können und die Jäger beobachteten ihn, ohne sich zu bewegen.

Bald erschien ein Zweiter und dann ein Dritter und dann sah man eine Menge dunkler Gestalten von einem Felsen zum anderen in dem Canyon hinaufschleichen.

Unsere Verfolger waren abgestiegen und näherten sich zu Fuß.

Unsere Gesichter wurden von den Wasserpflanzen, womit die Steine bedeckt waren, verborgen und die Indianer hatten uns bis jetzt noch nicht erspäht. Sie waren offenbar in Zweifel, ob wir weiter gegangen seien. Dies war ihr Vortrab, welcher die nötigen Beobachtungen anstellten.

In Kurzem waren die Vordersten bis dicht an den schmalen Teil des Canyons gekommen. Unter diesem Punkt lag eine Felsenmasse und der obere Teil eines Indianerkopfes zeigte sich einen Augenblick darüber.

Im gleichen Moment krachten ein halbes Dutzend Büchsen. Der Kopf verschwand, aber im nächsten Moment sah

man einen Gegenstand unten auf den Kieseln am Fuß des Felsens. Es war der braune Arm des Wilden, der mit der Handfläche nach oben lag. Wir wussten, dass die bleiernen Boten ihr Werk getan hatten.

Die Verfolger hatten, wenn auch auf Kosten eines unter ihrer Zahl, jetzt unsere Anwesenheit sowie unsere Stellung erkannt. Wir sahen den Vortrab sich ebenso zurückziehen, wie er sich genähert hatte.

Diejenigen, welche gefeuert hatten, luden ihre Büchsen wieder, knieten wie vorher hin und warteten mit scharfen Augen und gespannten Hähnen auf das Nahen der Feinde.

Es dauerte lange, ehe wir wieder etwas von den Indianern hörten, aber wir wussten, dass sie sich über einen Angriffsplan berieten.

Es gab nur eine Weise, auf welche sie uns schlagen konnten – indem sie den Canyon hinaufstürmten und zum Handgemenge mit uns kamen. Bei einem Angriff dieser Art würde ihr Hauptverlust durch die erste Salve erfolgen. Sie konnten auf uns einreiten, ehe wir wieder zu laden vermochten, und da sie uns an Zahl weit überlegen waren, den Kampf bald mit ihren langen Lanzen entscheiden.

Wir wussten alles dies, aber wir wussten auch, dass eine erste Salve, wenn sie gut gefeuert wird, einen Indianerangriff stets zurückschlägt. Wir verließen uns auf diese Hoffnung.

Wir hatten ausgemacht, pelotonweise zu feuern und so den Vorteil einer zweiten Salve zu haben, wenn die Indianer sich nicht nach der ersten zurückziehen würden.

Beinahe eine Stunde lang kauerten die Jäger im strömenden Regen und sahen nur darauf, dass die Schlösser ihrer Gewehre trocken blieben. Das Wasser begann in schlammigen Fäden zwischen den Steinen hindurch zu sickern und

knöcheltief um die Felsen zu strömen, womit der weite Kanal, worin wir jetzt standen, übersät war.

Über und unter uns lief aber der von dem schmaler werdenden Bett zusammengedrückte Strom mit bedeutender Schnelligkeit.

Die Sonne war untergegangen – wenigstens schien es in der düsteren Schlucht, worin wir uns befanden, so. Wir sahen dem Erscheinen unserer Feinde mit ungeduldiger Begier entgegen.

»Vielleicht sind sie auf dem anderen Weg herumgegangen!«, meinte einer.

»Nein, sie warten bis zum Einbruch der Nacht. Sie werden es dann versuchen.«

»Nun, sie mögen warten!«, grollte Rube, »wenn sie grünschnäbelig dazu sind. Eine halbe Stunde wird hinreichen oder dieses Kind versteht kein Wetterzeichen!«

»Still! Still!«, flüsterten mehrere Stimmen zugleich, »seht, sie kommen! Sie kommen!«

Aller Augen waren hinab auf den Pass geheftet. Eine Menge von dunklen Gegenständen zeigten sich in der Ferne und füllten das Flussbett völlig aus. Es waren die Indianer und zu Pferde. Wir erkannten hieran, dass sie im Begriff waren, einen Sturm zu wagen. Auch ihre Bewegungen bestätigten es.

Sie hatten sich zwei Mann hoch formiert und hielten ihre Bogen bereit, um im Herangaloppieren einen Pfeilhagel auf uns fliegen zu lassen.

»Seht euch vor, Jungs«, rief Rube, »sie kommen jetzt im Ernst. Seht scharf durch Eure Visiere und gebt ihnen Euer Blei, hört Ihr!«

Bei diesen Worten des Trappers brachen zwanzig Stimmen in ein gleichzeitiges Gellen aus. Es war eindeutig der Kriegs-

ruf der Navajo.

Als die drohenden Töne durch den Canyon erschallten, wurden sie von dem lauten Hurraruf der Jäger und dem wilden Jauchzen ihrer Delaware- und Shawano-Verbündeten beantwortet.

Die Indianer hielten einen Augenblick jenseits der schmälern Stelle des Canyon, bis die Hintersten herangekommen sein würden. Hierauf stießen sie einen zweiten Schrei aus und galoppierten in die Schlucht.

Ihr Angriff war so plötzlich, dass mehrere von ihnen durch die Spalte gekommen waren, ehe ein Schuss abgefeuert wurde, dann kam das Knallen der Musketen – das Krachen – Krach! – Krach – der Büchsen – die lauterer Salven der spanischen Escopetten und der zischende Ton der indianischen Pfeile. Auf beiden Seiten wurden Schreie der Aufmunterung und Herausforderung ausgestoßen und man vernahm stöhnende Laute, wie die gerieften Kugeln oder die vergifteten Pfeilspitzen das weiche Fleisch zerrissen.

Mehrere von den Indianern waren auf die erste Salve gefallen. Eine Zahl war bis an die Stelle, wo wir im Hinterhalt lagen, vorwärts geritten und schoss ihre Pfeile in unsere Gesichter ab. Unsere Büchsen waren aber nicht alle abgeschossen und man sah die kühnen Wilden nach den einzeln aufeinanderfolgenden Knallen aus den Sätteln stürzen.

Die Hauptmasse schwenkte hinter die Felsen und formierte sich jetzt zu einem zweiten Angriff.

Dies war der Augenblick der Gefahr. Unsere Gewehre waren abgeschossen und wir konnten sie nicht verhindern, durch die Öffnung zu kommen, und zum offenen Land hindurchzudringen. Ich sah Seguin seine Pistolen ziehen und vorwärts stürzen, indem er den auf gleiche Weise Bewaffneten zurief, dass sie seinem Beispiel folgen möchten.

Wir eilten unserem Anführer nach bis an den Rand des Canyons und standen, den Angriff erwartend, da.

Er musste bald kommen, denn die durch eine Menge von Umständen erbitterten Feinde waren entschlossen, uns um jeden Preis zu vernichten. Wir hörten abermals ein wildes Kriegsgeschrei und bei seinem Widerhall galoppierten die Wilden in die Öffnung.

»Jetzt ist es Zeit!«, rief eine Stimme. »Feuer! Hurra!«

Fünzig Pistolen knallten beinahe zu gleicher Zeit. Die vordersten Pferde bäumten sich und stürzten ausschlagend und sich umherrollend zurück. Sie bildeten eine Masse, welche den Kanal vollständig verstopfte. Die hinter ihnen Kommenden trieben ihre Pferde vorwärts. Einige kamen bis auf den Haufen gefallener Körper. Ihre Pferde erhoben sich und fielen wieder zurück, sodass sie ihre toten und lebenden Reiter unter ihren Hufen zerstampften. Einige kamen heran und griffen uns mit ihren Lanzen an. Wir schlugen mit unseren Flintenkolben auf sie ein und drangen mit Messern und Tomahawks wild gegen sie.

Der Fluss hob sich und schäumte an die Felsen. Die an der engeren Stelle liegenden Tiere dämmten ihn auf. Wir standen bis an die Hufe in der wachsenden Flut. Der Donner brüllte über unseren Köpfen und die Blitze zuckten in unsere Gesichter, als ob die Elemente an dem Kampf teilnähmen.

Das Geschrei dauerte ebenso wild und Rache heischend wie vorher fort. Die Jäger beantworteten es mit wilden Herausforderungen. Flüche kamen von schäumenden Lippen und die Kämpfer umfassten sich in der Umarmung, welche nur mit dem Tod endete.

Und jetzt erhob das hochgestaute Wasser die Körper der Tiere, welche den engen Raum bisher angefüllt hatten und fegte sie hinaus.

O Gott! Sie drängen sich herauf und unsere Gewehre sind entleert!

In diesem Augenblick erschallt ein neuer Ton in unseren Ohren. Es war nicht das Geschrei von Männern, noch das Knallen von Gewehren, noch das Rollen des Donners – es war das dumpfe Brausen des Stroms!

Hinter uns ertönte ein warnender Ruf – eine Stimme schrie laut:

»So lieb Euch Euer Leben ist, an das Ufer! Ans Ufer!«

Ich wendete mich um und sah meine Gefährten mit Worten des Schreckens und der Warnung zu dem Abhang eilen. In demselben Augenblick heftete sich mein Blick auf einen heranschwimmenden Gegenstand.

Keine zwanzig Schritt über der Stelle, wo ich mich befand, kam eine braune, schwimmende Masse heran. Es war Wasser, welches auf seinem schaumigen Scheitel mächtige Treibholzstämmen und abgerissene Baumäste trug.

Es war, als ob die Schleusen eines großen Damms plötzlich hinweggerissen worden und dies der erste Strom der freigeordneten Fluten sei.

Während ich noch darauf blickte, schlug es mit einem Donnerton an das Portal des Canyon, wich dann zurück und flog bis zu einer Höhe von zwanzig Fuß auf. Im nächsten Augenblick kam es schäumend durch die Spalte.

Ich hörte das entsetzte Geschrei der Indianer, welche ihre Pferde schwenkten und flohen. Ich lief meinen Gefährten zum Ufer zu. Ich wurde durch das Wasser gehemmt, welches bereits bis an meine Schenkel reichte, aber ich rang mich mit verzweifelter Energie hindurch, bis ich einen sicheren Punkt erreicht hatte.

Ich war kaum herausgeklettert, als der Strom mit einem zischenden, siedenden Ton vorüberfegte. Ich blieb stehen, um

ihn zu beobachten. Von der Stelle, wo ich war, konnte ich die Schlucht eine lange Strecke weit übersehen. Die Indianer waren bereits im vollen Galopp, und ich sah die Schweife ihrer hintersten Pferde soeben über die Felsen verschwinden. Die Körper der Toten und Verwundeten lagen immer noch im Flussbett. Es waren sowohl Jäger als auch Indianer. Die Verwundeten stießen ein Schreckensgeschrei aus, als sie die herankommenden Fluten sahen. Diejenigen, welche unsere Kameraden gewesen waren, riefen nach Hilfe. Wir konnten nichts tun, um sie zu retten. Ihr Geschrei hatte uns kaum erreicht, als sie vom Canyon aus wie Federn aufgehoben und mit der Schnelligkeit der aus dem Lauf entsendeten Kugel hinabgetrieben wurden.

»Dort sind drei gute Burschen untergegangen. Uhm!«

»Wer sind sie?«, fragte Seguin, und die Leute wendeten sich mit fragenden Blicken um.

»Ein Delaware und der lange Tim Harrys und ...«

»Wer ist der Dritte, welcher uns fehlt – kann es niemand sagen?«

»Ich glaube, dass es Kirker ist, Cap'tain.«

»Es ist Kirker, beim ewigen Gott! Ich habe ihn stürzen sehen. Pah! Sein Haar werden sie jedenfalls abheben.«

»Ja, sie werden ihn unten herausfischen, das ist sicher!«

»Ich glaube, dass sie eine gute Menge von den ihren herausfischen werden.«

»Es wird jedenfalls ein scharfes Wettrennen sein. Ich habe gehört, dass ein Pferd mit einer Gewitterwolke um die Wette gelaufen ist. Aber die Kerle werden sich anstrengen müssen, wenn ihre Schweife nicht nass werden, ehe sie an das andere Ende kommen.«

Während der Trapper noch sprach, wurden die Körper seiner Kameraden an eine Krümmung des Canyon geschleu-

dert und unseren Augen entrissen. Das Bett war jetzt mit der schäumenden Flut angefüllt, welche brausend an die Felsen schlug.

Unsere Gefahr war für jetzt vorüber.

Das Canyon war unzugänglich geworden und nachdem wir – die meisten von uns mit Gefühlen des Grausens – auf den Strom geblickt hatten, wendeten wir uns ab und gingen der Stelle zu, wo unsere Pferde angebunden waren.

Elfte Kapitel

Die Barranca

Wir stellten unsere Pferde auf die Ebene, kehrten in das Dickicht zurück, hieben Holz und zündeten Feuer an. Wir fühlten uns sicher. Selbst wenn unsere Verfolger in das Tal zurück entkommen waren, konnten sie uns jetzt nicht anders mehr erreichen, als dass sie die Berge umgingen oder das Sinken der Flut abwarteten.

Wir wussten, dass dies ebenso plötzlich sein würde wie ihr Steigen, wenn der Regen aufhörte. Aber der Sturm wütete immer noch mit unverminderter Wut.

Wir konnten den Atajo bald einholen, beschlossen aber, noch eine Zeitlang im Canyon zu bleiben, bis die Menschen und Pferde sich durch das Essen erquickt haben würden. Beide bedurften der Nahrung, da die Ereignisse des vorigen Tages keine Gelegenheit zu einem regelmäßigen Biwak gegeben hatten.

Das Feuer loderte bald unter dem Schutz der überhängenden Felsen. Das gedörrte Fleisch wurde zu unserem Abendessen gebraten und mit hinlänglichem Appetit gegessen.

Nach Beenden desselben saßen wir mit dampfenden Kleidern um die roten Kohlen. Mehrere von den Leuten hatten Wunden erhalten. Diese wurden grob verbunden, da der Doktor mit dem Atajo vorausgegangen war.

Wir blieben mehrere Stunden lang im Canyon; der Sturm wütete immer noch um uns, und das Wasser stieg höher und höher. Dies war es gerade, was wir wünschten und wir hatten die Genugtuung, die Flut zu einer solchen Höhe wachsen zu sehen, dass sie, wie uns Rube versicherte, stundenlang nicht sinken konnte. Jetzt wurde beschlossen, unsere Reise fortzusetzen.

Es war ziemlich Mitternacht, als wir unsere Pferde holten und abritten. Der Regen hatte den von El Sol und seiner Abteilung gemachten Weg teilweise verwischt, aber die Leute, welche ihm jetzt folgten, waren nicht besonders an Wegweiser gewöhnt und Rube, der den Anführer machte, folgte ihm im Trab. Von Zeit zu Zeit zeigten die Blitze die Maultierspuren im Boden und den weißen Berggipfel in der Ferne, welcher uns als Leitstern diente.

Wir reisten die ganze Nacht hindurch. Eine Stunde nach Sonnenaufgang erreichten wir den Atajo am Fuß des Schneebergs. Wir hielten in dem Gebirgspass und setzten nach kurzer, mit Kochen und Verzehren des Frühstücks zugebrachter Zeit unsere Reise über die Sierra fort.

Der Weg führte durch eine trockene Schlucht in eine offene Ebene, welche sich östlich und südlich weiter erstreckte, als unser Auge reichen konnte – es war eine Wüste.

*

Ich will die Ereignisse, welche uns auf dem Zug durch jene furchtbare Yornada zustießen, nicht besonders erzählen; sie

waren denen, welche wir in den Wüsten im Westen erfahren hatten, ähnlich. Wir litten an Durst und machten sechzig Meilen hintereinander, ohne Wasser zu finden. Wir kamen über Salbei bewachsene Ebenen, auf denen kein lebender Gegenstand die toten gleiche Einförmigkeit, welche uns umgab, unterbrach. Wir kochten unsere Mahlzeiten an einem Feuer aus Beifußstängeln, aber unsere Mundvorräte gingen zu Ende, und eins von den Packmaultieren nach dem anderen fiel unter den Händen der hungrigen Jäger. Des Nachts lagerten wir uns ohne Feuer. Wir wagten keins anzuzünden, denn wenn bisher auch noch keine Verfolger erschienen waren, wussten wir doch, dass sie auf unserer Fährte sein mussten. Wir waren mit solcher Eile gereist, dass sie uns nicht hatten einholen können.

Drei Tage lang hielten wir uns südöstlich. Am Abend des dritten sahen wir das Mimbresgebirge am östlichen Rand der Wüste aufragen. Der Gipfel desselben war den Jägern bekannt und wurde unser Führer.

Wir näherten uns dem Mimbres in diagonaler Richtung, da es unsere Absicht war, auf der Straße des alten Bergwerks, welches einst unserem Anführer gehört hatte, durch die Sierra zu ziehen. Für ihn war jeder Gegenstand der Landschaft ein Vertrauter. Ich bemerkte, dass sie um desto höher stieg, je weiter heimwärts wir kamen.

Gegen Sonnenuntergang erreichten wir den Ausgang der Barranca del Oro - einer ungeheuren Kluft, welche die Ebene durchschnitt und zum verlassenen Bergwerk hinabführte. Dieser, wie es schien, von einem Erdbeben gerissene Felsenschlund zog sich mehr als zwanzig Meilen weit hin. Zu beiden Seiten war ein Weg, denn zu beiden Seiten lief die Ebene horizontal bis dicht an den Rand des Abgrunds. Etwa auf halbem Weg zum Bergwerk wusste der Führer auf der

linken Seite eine Quelle und wir richteten unsere Reise auf dieselbe um beim Wasser zu lagern.

Wir schlepten uns müde dahin. Es war beinahe Mitternacht, als wir an die Quelle kamen. Unsere Pferde wurden abgezäumt und auf der Ebene angepflockt.

Hier hatte Seguin beschlossen, länger als gewöhnlich zu bleiben. Ein Gefühl der Sicherheit hatte sich seiner bemächtigt, als er sich dieser bekannten Gegend näherte.

Die Quelle wurde von einem Dickicht aus jungen Cottonbäumen und Weiden umsäumt und mitten in demselben wurde ein Feuer angezündet. Wiederum wurde ein Maultier dem Drängen des Hungers geopfert und die Jäger warfen sich, nachdem sie das zähe Fleisch verzehrt hatten, auf den Boden, um zu schlafen. Nur die Pferdewächter standen draußen, auf die Büchsen gelehnt, schweigend und wachsam da.

Ich legte mein Haupt in die Höhlung meines Sattels und streckte mich am Feuer aus. Seguin und seine Tochter waren neben mir. Die indianischen Gefangenen und mexikanischen Mädchen lagen gruppenweise in ihre Tilmas und gestreiften Decken gehüllt auf dem Boden. Sie schliefen alle oder schienen doch zu schlummern.

Meine Augen ruhten auf den Zügen Adeles, welche nach oben gewendet waren und im Feuerschein schimmerten.

Ich erkannte die Umrisse des Gesichts ihrer Schwester: die hohe, edle Stirn, die gewölbten Brauen und die schön geschnittene Nase. Aber ihr heller Teint war nicht hier zu finden – das Lächeln engelhafter Unschuld war nicht mehr da! Das Haar war dunkel, die Haut gebräunt und das Auge zeigte einen wilden Ausdruck, welchen ihm ohne Zweifel die Erfahrung vieler wilden Szenen eingeprägt hatte. Dessen ungeachtet war sie schön; aber es war eine Schönheit von weit

weniger geistiger Art, wie die meiner Verlobten.

Ihr Busen hob und senkte sich in kurzen unregelmäßigen Pulsschlägen. Ein paar Mal erwachte sie und murmelte einige Worte in indianischer Sprache. Ihr Schlaf war unruhig und unterbrochen.

Während der Reise hatte Seguin sie mit der ganzen zärtlichen Sorgfalt eines Vaters behandelt. Sie hatte aber seine Aufmerksamkeiten mit Gleichgültigkeit angenommen oder sie höchstens mit kalter Dankbarkeit betrachtet. Es war schwer, die sie beseelenden Gefühle zu analysieren. Den größten Teil der Zeit über blieb sie stumm und düster.

Der Vater versuchte ein paar Mal die Erinnerungen ihrer Kindheit neu zu beleben, aber ohne Erfolg und er hatte jedes Mal mit bekümmertem Herzen den Versuch aufgeben müssen.

Ich glaubte, dass er schlief. Ich hatte mich geirrt. Als ich aufmerksam in sein Gesicht blickte, sah ich, dass er sie mit tiefem Interesse betrachtete und auf die sich ihren Lippen entringenden gebrochenen Worte lauschte.

Seine Miene bot ein Bild des Schmerzes und der Besorgnis, welches mein Herz rührte.

Während ich ihn betrachtete, murmelte das Mädchen einige für mich unverständliche Wort, unter denen ich den Namen Dacomas erkannte.

Ich sah, dass Seguin zusammenschrak, als er ihn vernahm.

»Das arme Kind!«, sagte er, als er wahrnahm, dass ich wach war. »Sie träumt, und es ist ein unruhiger Traum. Ich wäre beinahe geneigt, sie zu wecken.«

»Sie bedarf der Ruhe«, antwortete ich.

»Ja, wenn das Ruhe genannt werden kann. Hören Sie nicht? Schon wieder Dacoma!«

»Es ist der Name des gefangenen Häuptlings.«

»Ja, sie hatte den Gesetzen der Indianer gemäß mit ihm verheiratet werden sollen.«

»Wie haben Sie aber dies erfahren?«

»Von Rube – er hatte es gehört, während er in der Stadt gefangen war.«

»Und denken Sie, dass sie ihn geliebt hat?«

»Nein, wie es scheint nicht. Sie war als Tochter des Medizinhäuptlings adoptiert und Dacoma verlangte sie zur Gattin. Sie sollte ihm unter gewissen Bedingungen gegeben werden, aber sie fürchtete ihn, anstatt ihn zu lieben, wie ihre Worte jetzt beweisen. Das arme Kind! Sie hat ein launisches Schicksal gehabt.«

»In zwei Tagen werden ihre Leiden vorüber sein. Sie wird ihrer Heimat, ihrer Mutter wiedergegeben werden!«

»Ja, aber wenn sie so bleiben sollte, wird es meiner armen Adele das Herz brechen.«

»Fürchten Sie nichts, mein Freund. Die Zeit wird ihr die Erinnerung wiedergeben. Ich glaube von einem ähnlichen Umstand in den Grenzansiedlungen des Mississippi gehört zu haben.«

»O, sehr wahr; es ist häufig vorgekommen. Wir wollen das Beste hoffen.«

»Wenn sie einmal daheim ist, werden die Gegenstände, die sie in ihren jüngeren Tagen umgeben haben, eine Saite in ihrer Erinnerung anschlagen. Sie kann sich noch an alles erinnern, nicht wahr?«

»Wir wollen es hoffen – wir wollen es hoffen.«

»Auf alle Fälle wird die Gesellschaft ihrer Mutter und Schwester sie bald von den Gedanken an das wilde Leben losreißen. Fürchten sie nichts! Sie wird wieder Ihre Tochter werden.«

Ich sprach diese Gedanken aus, um ihn zu trösten. Seguin

antwortete nicht, aber ich sah, dass der peinliche und besorgte Ausdruck immer noch seine Züge bewölkte.

Mein Herz war ebenfalls bedrückt. Eine dunkle Ahnung begann es aus irgendeinem Grund zu beschleichen. Waren seine Gedanken mit den meinen in Verbindung?

»Wie lange«, fragte ich, »wird es dauern, ehe wir Ihr Haus am Rio del Norte erreichen können?«

Ich wusste kaum, wodurch ich zu dieser Frage getrieben wurde. War es Furcht vor dem uns noch verfolgenden Feind?

»Übermorgen Abend«, antwortete er. »Der Himmel gebe, dass wir sie wohlbehalten finden!«

Ich erschrak über diese Worte. Sie hatten mir einen plötzlichen Stich ins Herz gegeben. Dies war der wahre Grund meiner unbestimmten Ahnungen.

»Sie haben Befürchtungen?«, fragte ich hastig.

»Ja.«

»Wovor? Vor wem?«

»Vor den Navajo.«

»Den Navajo?«

»Ja. Ich bin nicht ruhig gewesen, seit ich sie vom Pinnon östlich gehen sah. Ich kann nicht begreifen, weshalb sie es taten, wenn sie nicht einen Angriff auf die Ansiedlungen beabsichtigt haben, welche an dem alten Banosweg liegen. Wenn das geschehen ist, so fürchte ich, dass sie einen Einfall auf das Tal von El Paso, vielleicht einen Angriff auf die Stadt selbst gemacht haben. Nur eins kann sie an dem Unternehmen auf die Stadt verhindert haben – die Entfernung der Schar Dacomas, welche sie dafür zu schwach gemacht hat. Dennoch aber sind die kleinen Ansiedlungen nördlich und südlich davon gefährdet.«

Die Unruhe, welche ich bisher gefühlt hatte, entsprang aus

einem Ausdruck, welchen Seguin an der Pinnonquelle hatte fallen lassen. Mein Geist hatte von Zeit zu Zeit während unserer Wüstenreise dabei verweilt. Da er aber späterhin nicht mehr davon sprach, glaubte ich, dass er nicht so viel Gewicht darauf gelegt habe. Ich hatte unrecht gefolgert.

»Es ist noch allenfalls möglich«, fuhr der Häuptling fort, »dass die Pasonnios sich verteidigen. Sie haben es früher mit größerem Mut als die übrigen Niederlassungen getan, und daher ist ihre lange Befreiung von Plünderungen gekommen. Die Ursache liegt teilweise auch darin, dass unsere Schar längere Zeit in ihrer Nachbarschaft gewesen ist, was die Wilden recht gut wissen. Es ist zu hoffen, dass die Furcht vor einem Zusammentreffen mit uns sie verhindern wird, nördlich von der Stadt in die Yornada zu kommen. In diesem Fall sind die unseren unversehrt geblieben.«

»Gott gebe, dass es so sei!«, stammelte ich.

»Wir wollen schlafen«, fuhr Seguin fort. »Vielleicht sind unsere Besorgnisse unbegründet und sie können keinen Nutzen bringen. Morgen werden wir, ohne anzuhalten, weitermarschieren, wenn unsere Tiere es ertragen können. Gehen Sie zur Ruhe, mein Freund – Sie haben nicht viel Zeit.«

Hierauf legte er seinen Kopf in den Sattel und schickte sich zum Schlafen an. Nach Kurzem schienen er in tiefem Schlummer zu liegen.

Bei mir war es anders. Der Schlaf war von meinen Augen verbannt und ich warf mich mit pochenden Pulsen und von furchtbaren Phantasien erfülltem Gehirn umher. Selbst die Reaktion nach den heiteren Träumen, denen ich mich soeben hingeeben hatte, gab meinen Besorgnissen eine peinliche Tätigkeit.

Ich begann mir Szenen vorzustellen, welche in diesem Augenblick vorfallen konnten. Vielleicht wand sich eben meine

Verlobte in den Armen eines wollüstigen Wilden, denn ich wusste, dass die südlichen Indianer nichts von der kalten Enthaltbarkeit und dem chevaleresken Zartgefühl besaßen, wodurch sich die roten Männer des Waldes charakterisieren.

Ich stellte mir vor, wie sie in eine harte Gefangenschaft geführt wurde, um die Squaw eines brutalen Kriegers oder noch schlimmer, die Beute zu werden, um welche sich mehrere streiten, und dann – o Gott! – O Gott!

*

In der Qual des Gedankens sprang ich auf und stürmte in die Prärie hinaus.

Ich wanderte halb rasend umher, ohne zu beachten, wohin ich ging. Ich musste mehrere Stunden lang gegangen sein, aber ich beachtete das Verstreichen der Zeit nicht.

Ich kam an den Rand der Barranca zurück. Der Mond schien hell, aber der Abgrund, welcher zu meinen Füßen aufklaffte, lag in Schweigen und Finsternis begraben da, mein Auge konnte seine unergründliche Nacht nicht durchdringen.

Ich sah das Lager und die Cavallada weit von mir entfernt am Rand, aber meine Kräfte waren erschlaft, ich gab mich der Müdigkeit hin und sank am Rand des Abgrunds nieder.

Den Qualen, welche mich bisher aufrechterhalten hatten, folgte ein Gefühl äußerster Mattigkeit. Der Schlaf überwand die Pein, und ich schlief.

Zwölftes Kapitel

Der Feind

Ich musste eine Stunde oder noch länger geschlafen haben. Wenn meine Träume Wirklichkeit gewesen wären, so müssten sie das Maß eines Jahrhunderts erfüllt haben.

Endlich durchschauerte mich die raue Morgenluft und weckte mich. Der Mond war untergegangen, denn ich entsann mich, dass er am Rand des Horizonts gewesen war, als ich ihn das letzte Mal sah.

Dennoch war es keineswegs finster, sodass ich eine ziemliche Strecke weit durch die Nachtdünste sehen konnte. *Vielleicht bricht der Tag an*, dachte ich und wendete mein Gesicht nach Osten.

Es war, wie ich vermutet hatte. Der östliche Himmel war mit roten Streifen überzogen – es war Morgen.

Ich wusste, dass es Seguins Absicht war, beizeiten aufzubrechen und wollte eben den Mut sammeln, mich zu erheben, als Stimmen an mein Ohr drangen. Es waren kurze Ausrufe und Hufschläge auf dem Prärierasen.

Sie sind aufgestanden und schicken sich zur Weiterreise an, dachte ich, und mit diesem Gedanken sprang ich auf und begann dem Lager zuzueilen.

Ich hatte kaum zehn Schritte gemacht, als ich bemerkte, dass die Stimmen, welche ich hörte, hinter mir waren.

Ich blieb stehen und horchte.

Ja, es unterlag keinem Zweifel, dass ich mich von ihnen entfernte.

Ich habe mich im Weg zum Lager geirrt, dachte ich und trat an den Rand der Barranca, um mich davon zu überzeugen.

Wie groß war mein Erstaunen. Als ich fand, dass ich zur

richtigen Seite gegangen war und die Töne aus der entgegengesetzten Richtung kamen.

Mein erster Gedanke war, dass der Zug an mir vorübergegangen sei und seinen Weg fortsetzte.

Aber nein ... Seguin würde nicht ... o, er hat eine Abteilung ausgesendet, um mich zu suchen. Sie sind es!

Ich rief: »Holla!«, um sie wissen zu lassen, wo ich war. Es erfolgte keine Antwort, und ich schrie von Neuem und lauter als vorher. Plötzlich hörten die Töne auf und ich wusste, dass die Reiter horchten und rief noch einmal, so laut ich konnte. Dann konnte ich ein Murmeln von vielen Stimmen und den Hufschlag von auf mich zu galoppierenden Pferden hören.

Ich wunderte mich, dass keiner von ihnen mein Signal beantwortet hatte, aber meine Verwunderung verwandelte sich in Bestürzung, als ich bemerkte, dass die Herannahenden auf der anderen Seite der Barranca waren!

Ehe ich mich von meiner Bestürzung erholen konnte, waren sie mir gegenüber und hielten am Rand des Lagers. Sie waren noch immer um dreihundert Schritte – die Weite der Schlucht – entfernt, aber ich konnte sie durch den dünnen Nebel deutlich sehen.

Es schienen im ganzen Hundert Reiter zu sein und ihre langen Speere, ihre befiederten Köpfe und halb nackten Körper verkündeten mir auf den ersten Blick, dass sie Indianer waren!

Ich hielt mich nicht weiter mit Fragen auf, sondern lief in größter Eile dem Lager zu. Ich konnte sehen, dass die Reiter auf der entgegengesetzten Seite in einem langsamen Galopp mit mir Schritt hielten.

Als ich die Quelle erreichte, sah ich die Jäger überrascht in ihre Sättel springen. Seguin war mit einem anderen am äü-

ßeren Rand hinausgegangen und blickte auf den Feind. Sie hatten an keinen sofortigen Rückzug gedacht, da der Feind, welcher den Vorteil des Lichts besaß, bereits unsere Stärke erkannt hatte.

Obwohl die feindlichen Scharen nur durch eine Dreihundert Schritt weite Schlucht getrennt waren, mussten doch zwanzig Meilen durchmessen werden, ehe sie einander im Kampf begegnen konnten. Aus diesem Grund fühlten sich Seguin und die Jäger jetzt sicher und es wurde schnell beschlossen, zu bleiben, wo wir waren, bis wir erkannt hatten, wer und was unsere Gegner sein mochten.

Sie hatten am gegenüberliegenden Rand der Schlucht haltgemacht und blickten in ihren Sätteln sitzend herüber.

Unsere Erscheinung schien sie in Verwirrung zu setzen. Es war noch zu dunkel, als dass sie unsere Gesichtsfarbe hätten unterscheiden können. Bald wurde es jedoch heller, unsere eigentümliche Kleidung und Ausrüstung wurde erkannt und ein wildes Geschrei – der Kriegsruf der Navajo – erschallte über den Abgrund.

»Es ist Dacomas Abteilung«, rief eine Stimme. »Sie hat die falsche Seite der Schlucht genommen.«

»Nein«, rief ein anderer, »sie sind ihrer zu wenige, als dass es Dacomas Leute sein könnten. Es sind nicht mehr als hundert.«

Vielleicht hat die Flut die Übrigen mitgenommen«, meinte derjenige, welcher zuerst gesprochen hatte.

»Pah! Wie hätten sie unsere Fährte, die so breit ist wie ein Wagengleis, verfehlen können? Sie können es nicht sein, nein!«

»Wer denn? Es sind die Navajo, ich könnte ihr Kläffen im Schlaf erkennen.«

»Die dort sind Häuptlinge«, sagte Rube, der in diesem Au-

genblick herbeiritt. »Schaut, dort ist das alte Stinktief selbst auf dem Schecken.«

»Meint Ihr, dass sie es sind, Rube?«, fragte Seguin.

»Sicher wie ein Schuss, Cap'tain.«

»Aber wo sind die Übrigen von der Schar? Das sind nicht alle.

»Sie können nicht weit sein. Still, ich höre sie kommen.«

»Dort ist eine Menge. Schaut, Burschen, schaut!«

Durch den sich jetzt verziehenden Nebel sah man eine dunkle Reitermasse auf der entgegengesetzten Seite herankommen. Sie näherten sich uns unter Geschrei und Ausrufungen, als ob sie Vieh trieben.

Es war so. Als sich der Nebel hob, konnten wir eine Herde von Pferden, Hornvieh und Schafen sehen, welche die Ebene weit und breit bedeckte. Hinter diesen ritten Indianer, welche hin und her galoppierten, die Pferde mit ihren Sporen stachelten und vorwärts drängten.

»Gott, welche Beute!«, rief einer von den Jägern.

»Ja das sind die Burschen, welche etwas bei ihrem Zug gewonnen haben. Wir kommen ebenso leer, wie wir ausgezogen sind zurück. Pah!«

Ich war mit dem Satteln meines Pferdes beschäftigt gewesen und kam in diesem Augenblick vorwärts.

Mein Auge ruhte weder auf den Indianern noch auf dem erbeuteten Vieh. Ein anderer Gegenstand zog meine Blicke an und ließ mir das Blut in meinem Herzen erstarren.

Fern im Hintergrund der herannahenden Herde sah ich eine kleine, von den Übrigen gesonderte Schar. Ihre hellen im Wind flatternden Kleider verkündeten mir, dass sie keine Indianer waren. Es waren Frauen! Es waren Gefangene!

Im Ganzen schienen es etwa zwanzig zu sein; aber meine Gefühle waren von der Art, dass ich ihre Zahl nicht beach-

tete. Ich sah, dass sie auf Pferden saßen und eine jede von ihnen durch einen neben ihr reitenden Indianer bewacht wurde. Mit klopfendem Herzen ließ ich mein Auge von einem Mitglied der Gruppe zum anderen gleiten. Die Entfernung war jedoch zu groß, um ihre Züge unterscheiden zu können.

Ich wendete mich zum Anführer. Er stand mit dem Fernglas am Auge da. Ich sah ihn erschrecken, seine Wange erbleichte plötzlich, seine Lippen erbeben krampfhaft, und das Teleskop fiel zu Boden.

Er schwankte mit verstörten Mienen zurück und rief: »O Gott! O Gott! Jetzt hast du mich geschlagen!«

Ich erhob das Fernrohr, um mich selbst zu überzeugen. Dessen bedurfte es aber nicht. Als ich es an das Auge brachte, erblickte ich ein an der entgegengesetzten Seite laufendes Tier! Ich hielt das Glas auf die Gefangenen und im nächsten Augenblick beobachtete ich durch dasselbe das Gesicht meiner Verlobten.

Sie schien so nahe zu sein, dass ich mich kaum enthalten konnte, ihr zuzurufen. Ich unterschied ihre bleichen schönen Züge, ihre Augen waren vom Weinen geschwollen, ihr reiches goldenes Haar hing aufgelöst über ihre Schultern und reichte bis an die Beine ihres Pferdes. Sie war mit einer Serape bedeckt, und ein junger Indianer ritt in der Kleidung eines mexikanischen Husaren neben ihr.

Ich sah auf keine von den Übrigen, obwohl ein Blick mir zeigte, dass ihre Mutter sich in der nachfolgenden Reihe von Gefangenen befand.

Die Herde war bald an uns vorüber und die Frauen mit ihren Wächtern kamen uns gegenüber an. Die Gefangenen wurden auf die Prärie zurückgeführt, während die Krieger vorwärts zu der Stelle ritten, wo ihre Kameraden am Rand

der Barranca haltgemacht hatten.

Es war jetzt heller Tag. Der Nebel hatte sich verzogen, und die feindlichen Scharen blickten sich einander über den Abgrund hinweg an.

Dreizehntes Kapitel

Neues Elend

Es war ein höchst eigentümliches Zusammentreffen. Hier waren zwei Gruppen von Menschen, die einander als Todfeind betrachteten, von denen jede aus dem Land der anderen mit Beute beladen und mit einem Gefolge von Gefangenen zurückkehrte! Sie hatten einander auf halbem Weg getroffen und standen in Musketenschussweite da. Sie blickten sich in bitterer Feindschaft an und doch war ein Kampf ebenso unmöglich, als ob zwanzig Meilen zwischen ihnen gelegen hätten.

Auf der einen Seite waren die Navajo mit bestürzter Miene – denn die Krieger hatten ihre Kinder erkannt – auf der anderen Seite standen die Skalpjäger, von denen nicht wenige unter den Gefangenen ihrer Feinde eine Gattin, eine Tochter oder Schwester unterscheiden konnten.

Jede von den Scharen schaute die andere mit feindlichem Herzen und rachsüchtigen Blicken an, und wenn sie einander so auf der Prärie getroffen hätten, würden sie sich bis zum Tod bekämpft haben. Es schien, als ob die Hand Gottes sich eingemischt habe, um das Blutvergießen zu verhindern, welches sicher erfolgt wäre, wenn nicht der Abgrund zwischen ihnen gelegen hätte.

Ich kann die Gefühle, welche mich in jenem Augenblick

beseelten, nicht beschreiben. Ich erinnere mich, dass ich plötzlich von neuen Körper- und Geisteskräften beseelt war. Bisher war ich kaum mehr als ein passiver Zuschauer der Ereignisse unseres Zuges gewesen. Ich hatte gehandelt, ohne von einem Beweggrund des Herzens angeregt worden zu sein. Jetzt hatte ich einen, welcher mich zu verzweifelungs-voller Energie aufstachelte.

Es kam mir ein Gedanke und ich eilte zu Seguin, um ihm denselben mitzuteilen. Er begann sich jetzt von dem furchtbaren Schlag zu erholen. Die Leute sollten den Grund seines sonderbaren Benehmens erfahren und umstanden ihn teilweise, um ihn zu trösten.

Nur wenige wussten etwas von den Familienangelegenheiten ihres Anführers, aber sie hatten von seinen früheren Unglücksfällen, dem Verlust seines Bergwerks, dem Verfall seines Vermögens, der Gefangenschaft seines Kindes gehört. Als es jetzt bekannt wurde, dass sich unter den Gefangenen des Feindes seine Frau und Tochter befanden, wurden selbst die rauen Herzen der Jäger von Mitleid für seine ungewöhnlichen Leiden erfüllt. Man hörte unter ihnen teilnehmende Ausrufe, unter welche sich Ausdrücke der Entschlossenheit, die Gefangenen wieder zu gewinnen oder bei dem Versuche zu sterben, mischten.

Ich war in der Absicht, ein solches Gefühl zu erregen, vorzutreten. Es war mein Plan, von meinem kleinen Anteil an den Reichtümern der Welt eine Prämie auf Tapferkeit und Hingebung zu setzen, aber ich sah, dass edlere Beweggründe mir zuvorgekommen waren, und blieb stumm.

Seguin schien über die Anhänglichkeit seiner Kameraden erfreut und begann seine gewohnte Energie zu zeigen. Die Hoffnung hatte sich seiner wieder bemächtigt. Seine Leute drängten sich um ihn, um ihm Ratschläge anzubieten und

auf seine Weisungen zu hören.

»Wir können sie ohne Nachteil bekämpfen«, sagte Garey, »es sind nicht über zweihundert.«

»Ohne die Weiber gerade einhundertsechsdneunzig«, fiel ein Jäger ein. »Ich habe sie gezählt – das ist ihre Zahl.«

»Nun, ich rechne«, fuhr Garey fort, »dass zwischen uns ein Unterschied in Bezug auf den Mut existiert; und was an der Zahl fehlt, wollen wir mit unseren Büchsen ausgleichen. Ich fürchte mich nie gegen zwei Indianer auf einmal zu kämpfen und will sogar noch einen kleinen dazu auf mich nehmen.«

»Seht den Boden an, Bill, er ist vollkommen eben. Wo würden wir nach einer Salve sein? Sie würden mit ihren Bogen und Pfeilen den Vorteil über uns haben, hm! Sie würden uns mit ihren Lanzen und Spießsen niederstechen.«

»Ich habe nicht gesagt, dass wir sie auf der Prärie nehmen würden. Wir könnten ihnen folgen, bis sie in den Bergen sind und sie zwischen den Felsen einholen. Das ist mein Rat.«

»Ja, und mit jener Herde können sie uns nicht entfliehen, das ist gewiss.«

»Sie haben gar nicht die Absicht, davonzulaufen. Sie werden höchstwahrscheinlich uns angreifen.«

»Das ist es eben, was wir wollen«, sagte Garey. »Wir können dorthin gehen und mit ihnen fechten, bis sie den Bauch voll haben.«

Der Trapper deutete bei diesen Worten auf das Mimbresgebirge, welches etwa zehn Meilen in östlicher Richtung entfernt lag.

»Sie werden warten, bis mehr herankommen. In der Schar eines Oberanführers sind immer mehr als diese. Es waren ihrer beinahe vierhundert, als sie am Pinnon vorbeikamen.«

»Wo mögen die Übrigen sein, Rube?«, fragte Seguin. »Ich

kann bis an das Bergwerk hinabsehen und sie sind nicht auf der Ebene.«

»Sie werden auch nicht kommen, Cap'tain, das ist ein Glück. Der alte Narr hat eine Abteilung auf einem anderen Weg fortgeschickt. Sie sind auf der falschen Fährte.«

»Warum denkt Ihr, dass sie auf dem anderen Weg gegangen seien?«

»Ei, Cap'tain, das ist ganz natürlich. Wenn sie hinten nachkämen, so würden einige von den Kerlen schon längst zurückgegangen sein, um sie nachzuholen, seht Ihr das nicht? Soviel ich bemerkt habe, ist kein Einziger davongegangen.«

»Ihr habt recht, Rube!«, sagte Seguin, von der Wahrscheinlichkeit der Behauptung des anderen ermutigt. »Was ratet Ihr uns?«, fuhr er gegen den alten Trapper gewendet, dessen Rat er in allen schwierigen Fällen zu suchen gewohnt war, fort.

»Nun Cap'tain, wie die Sache steht, ist sie eine verwickelte und ich habe sie mir noch nicht zu meiner Zufriedenheit auseinandergelegt. Wenn Ihr mir ein paar Minuten gestatten wollt, so werde ich Euch, so gut ich es vermag, antworten.«

»Nun wohl, wir wollen auf Euch warten. Seht nach Euren Waffen, Leute und sorgt dafür, dass sie alle in Bereitschaft sind!«

Während dieser Beratung, die nur einige Minuten in Anspruch genommen hatte, konnten wir sehen, dass der Feind auf der anderen Seite auf gleiche Weise beschäftigt war.

Die Indianer hatten sich um ihren Häuptling versammelt, und wir sahen an ihren Gestikulationen deutlich, dass sie sich berieten, wie sie sich benehmen sollten.

Unser Erscheinen mit den Kindern ihrer vornehmsten Leute als Gefangene hatte sie mit Bestürzung über das, was sie sahen und Besorgnisse einer furchtbaren Art wegen dessen,

was sie nicht sahen, erfüllt. Bei der Rückkehr von einem glücklichen Beutezug – mit Raub beladen – und von der Aussicht auf Feste und Triumphe erfüllt – bemerkten sie plötzlich, dass sie in ihrem eigenen Spiel überlistet worden waren. Sie wussten, dass wir ihre Stadt besucht hatten, sie vermuteten, dass wir ihre Häuser ausgeplündert und verbrannt und ihre Weiber und Kinder niedergemetzelt hätten. Sie glaubten, dass nichts Geringeres geschehen sei, denn dies war dieselbe Art, womit sie sich beschäftigt hatten. Ihr Urteil war ihrem eigenen Benehmen entnommen.

Sie sahen überdies, dass wir eine starke Schar waren, welche das, was sie gefangen hatte, verteidigen konnte – wenigstens gegen sie – denn sie wussten recht gut, dass die Skalpjäger mit ihren Feuergewehren ihnen mehr als gewachsen waren, wenn die Zahl nicht übermäßig ungleich genannt werden konnte.

Bei diesen Ideen bedurfte es also auf ihrer Seite so gut wie auf der unseren der Überlegung. Wir wussten, dass es eine Zeit lang dauern müsse, ehe sie handeln würden. Auch sie befanden sich in einem Dilemma.

Die Jäger gehorchten dem Verlangen Seguins, blieben schweigend stehen und warteten, bis Rube seinen Rat gegeben haben würde.

Der alte Trapper stand abseits, halb auf seine Büchse gelehnt, die er mit beiden Händen in der Nähe der Mündung gefasst hielt.

Er hatte den Pfropfen herausgezogen und blickte in den Lauf, als ob er einen Orakelgeist, den er darin eingeschlossen hielt, zurate ziehen müsse. Es war eine von Rubes eigentümlichen Gewohnheiten und diejenigen, welche sie kannten, lächelten, als sie ihn beobachteten.

Nach einigen auf diese Weise zugebrachten Minuten

schien das Orakel seine Antwort gegeben zu haben. Rube steckte den Pfropfen wieder hinein und kam auf den Anführer zu.

»Bill hat recht, Cap'tain. Wenn die Indianer bekämpft werden müssen, so lässt es sich am besten da tun, wo es Felsen oder Bäume gibt. Auf der Prärie würden sie uns schlagen, das ist ausgemacht. Nun, es gibt zwei Dinge: Sie werden entweder auf uns zukommen – in dem Fall ist dort unser Terrain.« Hier deutete er auf einen Ausläufer des Mimbresgebirges. »Oder wir werden ihnen folgen müssen und dann können wir es eben so leicht tun, wie von einem Baum fallen. Sie haben ihre Beine nicht ganz frei.«

»Woher sollten wir aber in diesem Fall Mundvorräte nehmen? Wir könnten ohne dieselben nicht durch die Wüste kommen.«

»Nun Cap'tain, das hat keine Schwierigkeit. Wenn die Prärie ebenso trocken ist wie jetzt, so könnte ich die ganze Cavallada ebenso leicht wie eine Büffelherde stampeden und ich denke mir, dass wir dann auch einen Teil davon erhalten würden. Dieses Kind spürt jedoch noch etwas Schlimmeres.«

»Was?«

»Ich fürchte, dass wir auf dem Rückweg mit Dacomas Kerlen zusammenstoßen werden. Das ist es, was ich fürchte.«

»Allerdings, es ist höchst wahrscheinlich.«

»Das ist es – wenn sie nicht etwa in dem Canyon eingeholt worden sind, und das denke ich nicht. Sie verstehen jenen Creek zu gut dazu.«

Die Wahrscheinlichkeit, dass Dacomas Schar bald zu der des Oberanführers stoßen würde, war für alle unverkennbar und warf einen Schatten der Entmutigung auf jedes Gesicht. Sie verfolgte uns ohne Zweifel immer noch und musste bald

in unserer Nähe ankommen.

»Nun, Cap'tain«, fuhr der Trapper fort, »ich habe Euch meine Ansicht mitgeteilt, wenn wir zum Kampf gezwungen werden sollten. Aber ich habe Hoffnung, dass wir die Frauen zurückbekommen können, ohne unser Flintenfutter zu verschwenden.«

»Wie? Wie?«, fragten der Anführer und andere eifrig.

»Nun, auf diese Weise«, antwortete der Trapper, welcher mich durch die Weitschweifigkeit seiner Redeweise beinahe erzürnte. »Ihr seht jene Indianer auf der anderen Seite der Schlucht?«

»Ja - ja ...«, antwortete Seguin hastig.

»Nun, und Ihr seht auch diese hier?« Der Redner deutete auf unsere Gefangenen.

»Ja - ja!«

»Nun seht Ihr, jene dort drüben haben, wenn ihre Häute auch kupferfarbig sind, doch ebenso gut Gefühl für ihre Kinder wie weiße Christenmenschen. Sie essen sie mitunter, das ist wahr; aber dafür ist ein religiöser Grund vorhanden, den nicht viele von uns verstehen.«

»Und was meint Ihr, das wir tun sollen?«

»Nun, steckt einen weißen Lappen auf eine Stange und bietet ihnen an, die Gefangenen auszutauschen. Sie werden es verstehen und die Bedingungen annehmen, dafür bürge ich. Das hübsche kleine Mädchen, mit dem langen Haar, ist die Tochter des obersten Häuptlings und die Übrigen sind die Kinder der vornehmsten Leute des Stammes. Ich habe sie deshalb ausgelesen. Überdies haben wir Dacoma und die junge Königin hier. Sie werden sich um diese ihre Nägel abbeißen. Ihr könnt den Häuptling aufgeben und ihnen die Königin abhandeln, so gut Ihr vermögt.«

»Ich werde Euren Rat befolgen«, rief Seguin, dessen Augen

in der Erwartung eines glücklichen Resultats blitzten.

»Nun, so habt Ihr keine Zeit zu verlieren, Cap'tain. Wenn Dacomas Leute erscheinen, so wird alles, was ich gesagt habe, nicht so viel wert sein wie die Haut einer Sandratte.«

»Es soll kein Augenblick versäumt werden«, sagte Seguin. Er gab Befehl, die Friedensflagge aufzustecken.

»Es würde am besten sein, Cap'tain, wenn Ihr ihnen zuerst sehen ließt, was wir haben. Sie haben Dacoma und die Königin noch nicht gesehen; sie stecken im Gebüsch.«

»Ganz richtig«, antwortete Seguin. »Kameraden, bringt die Gefangenen an den Rand der Barranca. Bringt den Navajohäuptling – bringt die – meine Tochter!«

Die Leute beeilten sich, dem Befehl zu gehorchen, und nach einigen Minuten wurden die gefangenen Kinder mit Dacoma und der Königin an den Rand des Abgrunds geführt. Die Serapen, welche sie verhüllt hatten, wurden abgenommen und sie standen in ihrem gewöhnlichen Kostüm vor den Augen der Indianer. Dacoma trug noch seinen Helm und die Königin wurde durch ihre leichte federgestickte Tunika sofort erkennbar. Auch wurden sie sofort erkannt.

Die Navajo ließen einen eigentümlichen Schrei hören, als sie diesen neuen Beweis ihrer Niederlage erblickten. Die Krieger nahmen ihre Lanzen vom Rücken und stießen sie in ohnmächtiger Entrüstung in den Boden. Einige von ihnen zogen Skalpe aus ihren Gürteln, steckten sie auf die Spitzen ihrer Speere und schüttelten sie über den Abgrund gegen uns. Sie glaubten, dass Dacomas Schar besiegt, wie ihre Weiber und Töchter vernichtet worden seien und bedrohten uns mit Geschrei und Gebärden.

Unterdessen bemerkten wir eine Bewegung unter den gesetzteren Kriegern – sie berieten sich.

Der Kriegsrat ging zu Ende, man sah eine Abteilung zu

den gefangenen Frauen, welche weit dahinten geblieben waren, galoppieren.

»Großer Gott!«, rief ich, von einer entsetzlichen Idee ergriffen, »sie werden sie niedermetzeln! Schnell die Flagge in die Höhe!«

Ehe die Fahne aber noch an die Stange befestigt werden konnte, waren die mexikanischen Frauen von den Pferden genommen, ihre Rebozos abgenommen und sie an den Rand des Abgrunds geführt worden.

Es sollte nur eine erwidernde Prahlerei, die Vergeltung eines Schmerzes sein, denn offenbar wussten die Wilden, dass sich unter ihren Gefangenen die Frau und Tochter unseres Anführers befanden. Sie wurden leicht erkennbar an den Rand der Barranca gestellt.

Vierzehntes Kapitel

Die Waffenstillstandsflagge

Sie hätten sich die Mühe ersparen können. Wir hatten den Schmerz bereits gefühlt; aber es erfolgte jetzt eine Szene, welche uns neue Leiden bereitete.

Bis zu diesem Augenblick waren wir von den uns nahestehenden Teuren nicht erkannt worden. Die Entfernung war für das unbewaffnete Auge zu groß gewesen und unsere gebräunten Gesichter und reisebefleckten Kleidungsstücke waren an sich schon Masken.

Aber die Instinkte der Liebe sind schnell tätig und scharf und die Augen meiner Verlobten ruhten auf mir. Ich sah sie vorwärtspringen, ich hörte einen schmerzlichen Ruf, zwei schneeweiße Arme wurden ausgestreckt und sie sank ohn-

mächtig auf die Klippe nieder.

In demselben Augenblick hatte Madame Seguin den Anführer erkannt und rief ihn bei seinem Namen. Seguin schrie ihr eine Antwort zu und forderte sie in flehendem Ton auf, geduldig und ruhig zu bleiben.

Mehrere von den anderen Frauenzimmern, die alle jung und hübsch waren, hatten ihre Geliebten und Brüder erkannt. Es erfolgte eine ergreifende Szene.

Aber mein Auge war auf sie geheftet. Ich sah, dass sie aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich kam. Ich sah den Wilden in der Husarenuniform absteigen, sie auf seine Arme erheben und auf die Prärie zurückbringen.

Ich folgte ihnen mit ohnmächtigen Blicken. Ich sah, dass er ihr freundliche Aufmerksamkeiten bewies, und dankte ihm beinahe dafür, obwohl ich wusste, dass es nur die selbstsüchtige Galanterie des Liebhabers war.

Nach Kurzem erhob sie sich wieder und stürzte zu der Baranca zurück. Ich hörte über den uns trennenden Zwischenraum meine Namen erschallen. Der ihre wurde zurückgerufen; aber in demselben Augenblick umringten die Wächter sowohl Mutter als auch Tochter und führten sie auf die Prärie zurück.

Unterdessen war die weiße Flagge befestigt worden und Seguin hielt sie in die Höhe und stellte sie vor uns.

Wir blieben stumm und warteten begierig auf Antwort.

Unter den zusammengetretenen Indianern trat eine Bewegung ein; wir hörten sie eifrig sprechen und sahen, dass unter ihnen etwas vorging.

Nach Kurzem kam ein hoher hübscher Mann aus ihrer Mitte hervor und hielt in seiner linken Hand einen weißen Gegenstand in die Höhe. Es war eine gebleichte Hirschhaut: In seiner rechten Hand trug er eine Lanze.

Wir sahen ihn die Hirschhaut auf die Lanzenspitze stecken und sie emporhalten. Unser Friedenssignal wurde dadurch beantwortet.

Seguin gebot seinen Jägern Schweigen, erhob darauf seine Stimme und rief laut in der Sprache der Indianer: »Navajo! Ihr wisst, wer wir sind. Wir haben euer Land durchzogen und eure Hauptstadt besucht. Es war unser Zweck, unsere teuren Verwandten zu suchen, die sich, wie wir wussten, gefangen in eurem Lager befanden. Einige haben wir wiedererlangt – aber viele andere haben wir nicht finden können. Damit diese uns später wiedergegeben werden mögen, haben wir, wie ihr seht, Geiseln genommen. Wir hätten noch viele andere mitnehmen können, aber diese hielten wir für genug. Wir haben eure Stadt nicht abgebrannt – wir haben weder euren Frauen noch euren Töchtern oder Kindern ein Leid zugefügt. Mit Ausnahme dieser unserer Gefangenen werdet ihr alle noch ebenso finden, wie ihr sie zurückgelassen habt.«

Durch die Reihen der Indianer lief ein Murmeln. Es war ein Ausdruck der Zufriedenheit. Sie hatten sämtlich geglaubt, dass ihre Stadt zerstört und ihre Weiber niedergemetzelt seien. Die Worte Seguins brachten daher eine eigentümliche Wirkung hervor.

Wir konnten unter den Kriegern freudige Ausrufe und Reden hören. Das Schweigen wurde aber endlich wieder hergestellt, und Seguin fuhr fort: »Wir sehen, dass ihr in unserem Land gewesen seid. Ihr seid rote Männer. Rote Männer können für ihre Verwandten ebenso gut fühlen wie weiße. Wir wissen dies und aus diesem Grund habe ich die Fahne des Friedens erhoben, damit jeder dem anderen sein Eigentum zurückgeben kann. Es wird dem großen Geist gefallen und uns beiden Zufriedenheit geben. Denn das, was ihr

habt, ist für uns von größtem Wert und das, was wir haben, ist nur euch teuer. Navajo, ich habe gesprochen, ich erwarte eure Antwort.«

Als Seguin zu Ende war, sammelten sich die Krieger unter dem obersten Häuptling. Wir konnten sehen, dass unter ihnen eine eifrige Debatte stattfand.

Offenbar gab es unter ihnen missbilligende Stimmen; aber die Debatte war bald vorüber und der oberste Häuptling trat vor und gab dem Mann, welcher die Flagge hielt, einige Instruktionen.

Der Letztere antwortete mit lauter Stimme auf Seguins Rede Folgendes: »Weißer Häuptling! Du hast gut gesprochen, und deine Worte sind von unseren Kriegern erwogen worden. Du verlangst nicht mehr, als was recht und billig ist. Es würde dem großen Geist gefallen und uns befriedigen, wenn unsere Gefangenen ausgetauscht werden könnten. Aber wie vermögen wir zu beurteilen, ob deine Worte wahr sind? Du sagst, dass ihr unsere Stadt nicht zerstört, unseren Weibern und Kindern kein Leid getan habt. Wie können wir wissen, ob das wahr ist? Unsere Stadt ist weit entfernt und unsere Weiber ebenfalls, wenn sie noch leben – wir können sie nicht fragen, wir haben nur dein Wort – es ist nicht genug.«

Seguin hatte die Schwierigkeit bereits vorausgesehen und einen von den Gefangenen, einen intelligenten Burschen, herbeizubringen befohlen.

Der Knabe erschien in diesem Augenblick an seiner Seite.

»Frage ihn!«, schrie er, auf den gefangenen Knaben deutend.

»Und warum sollen wir nicht unseren Bruder – den Häuptling Dacoma fragen? Der Knabe ist jung – vielleicht versteht er uns nicht. Der Häuptling könnte uns bessere Sicherheit

geben.«

»Dacoma war nicht mit uns in der Stadt – er weiß nicht, was mit uns geschehen ist.«

»Lass das von Dacoma beantworten!«

»Bruder«, sagte Seguin, »du hegst einen unrechten Verdacht; aber du sollst seine Antwort haben.« Und er richtete einige Worte an Dacoma, welcher neben ihm auf dem Boden saß.

Die Frage wurde hierauf direkt von dem Sprecher an Dacoma gestellt. Der stolze Indianer, welcher von der demütigenden Lage, in welche er sich versetzt sah, auf das Tiefste erbittert zu sein schien, antwortete mit einer zornigen Handbewegung und einem kurzen Ausruf verneinend.

»Nun Bruder«, fuhr Seguin fort, »Du siehst, dass ich die Wahrheit gesprochen habe. Frage den Knaben, was du zuerst vorgeschlagen hattest.«

Der Knabe wurde hierauf befragt, ob wir die Stadt verbrannt und die Frauen und Töchter gemordet hätten. Auf diese beiden Fragen gab er ebenfalls eine verneinende Antwort.

»Nun Bruder«, sagte Seguin, »bist du zufriedengestellt?«

Es erfolgte lange Zeit keine Antwort. Die Krieger hatten sich abermals zur Beratung zurückgezogen und gestikulierten eifrig und energisch. Wir konnten sehen, dass es unter ihnen eine Partei gab, welche friedlichen Maßregeln abgeneigt war und offenbar den anderen riet, sich auf das Glück einer Schlacht zu verlassen. Dies waren die jüngeren Krieger, und ich bemerkte, dass derjenige, welcher die Husarenuniform trug, und wie uns Rube sagte, der Sohn des obersten Häuptlings war, der Anführer dieser Partei zu sein schien.

Wenn nicht der oberste Häuptling beim Ausgang so tief

beteiligt gewesen wäre, so würden die Ratschläge dieser Partei vielleicht die Oberhand behalten haben; denn die Krieger wussten nur zu gut, welcher Spott ihrer unter den benachbarten Stämmen warten würde, wenn sie ohne Gefangene zurückkehren sollten. Überdies befanden sich viele unter den Indianern, welche ein anderes Interesse an ihrer Festhaltung fühlten. Sie hatten die Töchter des Rio del Norte geschaut und gesehen, dass sie schön waren.

Aber die Ratschläge der älteren Partei behielten endlich die Oberhand und der Wortführer antwortete: »Die Navajokrieger haben überlegt, was ihnen zu Ohren gekommen ist. Sie glauben, dass der weiße Häuptling die Wahrheit gesprochen hat, und willigen ein, ihre Gefangenen auszutauschen. Damit dies auf passende und gehörige Weise geschieht, schlagen sie vor, dass auf jeder Seite zwanzig Krieger ausgewählt werden – dass diese in Gegenwart aller ihre Waffen auf die Prärie legen, dass sie darauf ihre Gefangenen an den Übergang der Barranca an dem Bergwerk führen und dort die Bedingungen ihres Austausches festsetzen – dass alle übrigen auf beiden Seiten jetzt bleiben, wo sie sind, bis die unbewaffneten Krieger mit den ausgetauschten Gefangenen zurückkehren werden, dass dann die weißen Fahnen niedergelegt und beide Seiten von dem Vertrag frei sein sollen. Dies sind die Worte der Navajokrieger.«

Es dauerte einige Zeit, ehe Seguin diesen Vorschlag beantworten konnte. Er schien billig genug und doch war eine Manier dabei, welche uns veranlasste, eine geheime Absicht zu argwöhnen; wir überlegten ihn einen Augenblick.

Die Schlussworte deuteten die Absicht der Feinde an, einen Versuch zur Wiedererlangung ihrer Gefangenen zu machen; aber wir kümmerten uns darum nur wenig, wenn wir sie nur erst auf unserer Seite der Barranca hatten.

Es war nicht mehr als billig, dass die Gefangenen von Unbewaffneten an die Stelle des Austausches geführt werden sollten, und zwanzig war eine passende Zahl. Aber Seguin wusste recht gut, wie die Navajo das Wort unbewaffnet auslegen würden, und mehrere von den Jägern erhielten leise den Auftrag, sich in das Gebüsch zu begeben und ihre Messer und Pistolen unter ihren Jagdhemden zu verbergen.

Wir glaubten, auf der entgegengesetzten Seite mit den Tomahawks unserer Gegner ein Ähnliches zu bemerken.

Wir konnten nur wenig gegen die vorgeschlagenen Bedingungen einwenden. Da Seguin wusste, dass es von Wichtigkeit war, so eilte er, sie anzunehmen. Sobald dies den Navajo angekündigt war, traten zwanzig, ohne Zweifel bereits ausgewählte Männer auf die offene Prärie, stießen ihre Lanzen in den Boden und lehnten ihre Bogen, Köcher und Pfeile daran. Wir sahen keinen Tomahawk, obwohl wir wussten, dass jeder Navajo diese Waffe führte. Sie hatten alle die Mittel, sie an ihren Körpern zu verbergen, denn die meisten trugen die Kleidung des zivilisierten Lebens in den geraubten Gewändern der Ranchos und Haziendas. Wir kümmerten uns wenig darum, da auch wir hinlänglich bewaffnet waren.

Wir sahen, dass die ausgewählte Schar aus kräftigen Männern bestand. Tatsächlich waren es die ausgesuchten Krieger des Stammes. Die unseren waren auf gleiche Weise gewählt. Unter ihnen befand sich El Sol und Garey, Rube und der Stierkämpfer Sanchez. Auch Seguin und ich gehörten zu der Zahl, die meisten von den Trappern. Einige von den Delaware vervollständigten die Abteilung. Die Zwanzig waren bald gewählt und wir traten, wie es der Feind getan hatte, auf den offenen Boden und stellten unsere Büchsen in Gegenwart des Feindes zusammen.

Unsere Gefangenen wurden sodann auf Pferde und Maul-

tiere gesetzt und zum Aufbruch bereit gemacht. Die Königin und die mexikanischen Mädchen befanden sich unter ihnen.

Dies Letztere war eine Kriegslist Seguins. Er wusste, dass wir Gefangene genug besaßen, um auch ohne diese einen gegen den anderen auszutauschen. Aber er sah, gleich uns allen ein, dass, falls wir die Königin zurückließen, die Unterhandlungen unterbrochen und vielleicht gänzlich fruchtlos gemacht werden würden.

Er hatte daher beschlossen, sie mitzunehmen, indem er sich darauf verließ, an Ort und Stelle bessere Bedingungen für sie zu erhalten. Wenn dies misslänge, so konnte es nur eine Berufung geben – die auf die Waffen. Er wusste, dass unsere Schar sich auf diese Alternative gut gerüstet hatte.

Beide Teile waren endlich bereit und begannen, auf ein gegebenes Signal der Barranca entlang auf das Bergwerk zuzureiten. Die übrigen Mitglieder der beiden Gruppen blieben zurück und betrachteten einander quer über den Abgrund hinweg mit Blicken des Misstrauens und des Hasses. Kein Teil konnte sich bewegen, weil es der andere sah, denn die Ebenen, auf welchen sie sich befanden, waren, wenn auch auf der entgegengesetzten Seite der Barranca, doch nur Abschnitte desselben horizontalen Plateaus. Ein Reiter, welcher von der einen oder anderen Abteilung entsendet worden wäre, hätte von den anderen viele Meilen weit gesehen werden können.

Die Waffenstillstandsflaggen flatterten immer noch, und die Speere der Indianer waren in den Boden gesteckt; aber jede von den feindlichen Gruppen hielt ihre Pferde gesattelt und gezäumt, und war bereit, bei der ersten Bewegung der anderen aufzusteigen.

Ende des dritten Teils

